This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07575607 6

Schurokin
NGL

1076.

Das Recht des Lebenden.

Roman

von

Levin Schücking.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1880.

CWB.

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
237350A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1936 L

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Inhalt des ersten Theils.

Seite

Erstes Kapitel. Von einigen jungen Leuten, die das Leben wol auch noch in seine Schule nehmen wird. 1

Zweites Kapitel. Von dem alten Baron und seinen Gästen. Auch von einem Küster und einem Invaliden 34

Drittes Kapitel. Worin der Oberst eine Rede hält, und man aus dem Helden der Geschichte nicht klug wird 73

Viertes Kapitel. Alfred von Norentin beschließt, sich unangenehm zu machen 103

Fünftes Kapitel. Der Held führt seinen Vorsatz aus . 119

Sechstes Kapitel. Was Marie Gelsen herführte . . 130

Siebentes Kapitel. Worin der Autor als Schlußvignette zum vorigen eine Feldblume zeichnet 151

Achtes Kapitel. Worin zwei alte Herren einen heroischen Entschluß fassen 163

Neuntes Kapitel. Das historische Seminar 195

80 X 24

Erſtes Kapitel.

Von einigen jungen Leuten, die das Leben wol auch noch in ſeine Schule nehmen wird.

Zwiſchen den berühmten Städten Berlin und Köln raſt tagtäglich mit einer ganz unmotivirten frenetiſchen Haſt ein Jagdzug hin und her — denn unmöglich kann es ſo viel Menſchen geben, bei denen es ſich auf Tod und Leben darum handelt, daß ſich ohne Zeitverluſt Berlin ihres Anblicks erfreue; oder umgekehrt, daß zwiſchen ihnen und dieſer Reichshauptſtadt eine möglichſt weite Strecke zu liegen komme. Es iſt ein Zug, als ob er für durchgehende Kaſſirer eingerichtet ſei; vielleicht auch iſt er es für Poeten und diejenigen Leute, welche die Poeſie der Eiſenbahnen empfinden. In der That, für poeſiereiche Seelen hat es etwas Berauſchendes, dieſes ſturmſchnelle Dahingetragenwerden über Berg und Thal in fern dämmernde Horizonte, als könne der Menſch in ungebundener Freiheit oder mit

losgelöſten Seelenſchwingen ſich an jedes ſchöne Ziel verſetzen, zum Beiſpiel nach Sorrent oder an das Joniſche Meer oder nach Taormina; oder, je nachdem, auf das ſichernde Verdeck eines amerikaniſchen Dampfers im Hafen von Plymouth.

Der junge Mann, der an einem ſchönen Frühlingstage auf einer Station die „zwei Minuten Aufenthalt" benutzte, um, mit einigem Handgepäck verſehen, aus einem Coupé dieſes Zuges zu ſteigen, wollte offenbar weder nach irgendeinem ſolchen Sehnſuchtsziel eines Poeten, noch drängte es ihn nach transatlantiſchen Aſylen. Er warf ſich in die Bruſt, den grauen Mantel mit rothem Militärkragen über ſeinen Arm, dann athmete er wie erlöſt aus irgendeiner Pein und für die verlaſſene Geſellſchaft im Coupé nicht ſehr ſchmeichelhaft, tief auf, ſtrich mit einer feinen wohlgepflegten Hand über den dunkelblonden Vollbart, und ſah nun dem Zuge nach, der, mit einer ſo merkwürdig eilfertigen Sorte von Menſchenkindern angefüllt, jetzt ſchon wieder weiter glitt und dann ſofort anfing zu raſſeln, als ob er lauter Flüche und Verwünſchungen auf die Schienen ſtampfe und ſich verſchwöre, daß er nun, und wenn auch tauſend Teufel ſich an ſeine Achſen hingen, in weniger als zwei Stunden über die kölner Rheinbrücke brauſen wolle.

Unſer Paſſagier aber ließ ihn ſehr gleichmüthig das mit ſich ſelber abmachen und deutete dem Träger, der mit einem eleganten neuen Koffer von der Gepäckausladeſtelle herankam, ſchweigend auf den gelben Poſtomnibus an der andern Seite der Schienen. Dann nannte er einen Ortsnamen, und wie daran gewöhnt, eigener Bemühungen durch Dienſtleiſtungen anderer überhoben zu werden, überließ er dem Manne, für Fahrſchein und die Unterbringung ſeines Gepäcks zu ſorgen, gab ihm das verlangte Geld und quartierte ſich bequem in eine Ecke des langen Fuhrwerks ein. Nach zehn Minuten ſetzte ſich das Vehikel in Bewegung und rollte bald in einem ſanften, uhrwerkartig regelmäßigen Trab zwiſchen ſtillen menſchenleeren Ackerfeldern auf einer glatten Chauſſee dahin. Der Paſſagier ſaß ſtill, der Schwager ſaß regungslos, der Omnibus rollte mechaniſch; was die ganze mobile Anſtalt mit der erforderlichen Denkthätigkeit leitete, waren offenbar nur die vorgeſpannten wohlgenährten, mit den Köpfen nickenden zwei Füchſe, die augenſcheinlich „ſich des rechten Zieles wohl bewußt“ waren.

Der Paſſagier ſchloß nach einer Weile wie zum Schlummer die Augen. Dann nach langer Pauſe richtete er ſich auf, ließ die Blicke über die hügelige, von zahlreichem Gebüſch und Wallhecken durchzogene Ge-

gend ſchweifen und gab ſich einer Gedankenreihe hin, die, in Worte gefaßt, vielleicht lautete:

Unter Umſtänden vielleicht ein wenig langweilig das alles! Mir aber beruhigt's die Kopfnerven. War das ein Raſſeln, ein Geſchrei und ein Disputiren im Eiſenbahnwagen! Dieſe inſipiden Geſellen mit ihrer pariſer Weltausſtellungsbildung! Gott ſchütze uns vor der Anmaßung aller der halbgebildeten Menſchheit, die heute die Welt regiert; denn die ungebildete hat nichts zu ſagen, und die gebildete ſoll nichts zu ſagen haben. Wahrhaftig, ſie thut mir wohl, dieſe friedliche Stille ringsum. Wie dieſe fuchsrothe Fortſchrittspartei vor unſerm Wagen ſo harmlos dafür ſorgt, daß ihr Fortſchritt nicht zu ſtürmiſch in dieſe ſanfte Friedenswelt fahre! Was von draußen kommt, wie ich, die Eiſenbahnhaſt und das Geraſſel und Geſchmetter noch in allen Gliedern, ſoll offenbar vor allem zuerſt an die landesübliche Gangart gewöhnt werden!

Weshalb dieſe zwei ſo geſcheit mit dem Kopfe nickenden Rößlein den Poſtillon überhaupt nur mitgenommen haben? Der Kerl ſitzt ſo gründlich überflüſſig da, man könnte ebenſo zweckmäßig vorn auf dem Bocke den ſteinernen Comthur als Verzierung anbringen!

Der Paſſagier zog ein Etui hervor und entzündete eine Cigarre. Dann ließ er wieder ſeine Blicke müßig

über die allmählich höher, zu stärkern Hügelrücken anschwellende Gegend schweifen. Menschen nahm er nicht wahr, weder auf der Chaussee noch auf den Feldern. Lerchen schwirrten hier und da aus den Furchen auf. Aber sie sangen nicht. Vielleicht fanden sie es überflüssig, an einem Wochentage unserm Herrgott Loblieder zu singen; dafür war ja der Sonntag da, und es hatte offenbar alles seine Ordnung in diesem Lande. Aber bald zeigte sich, daß die braven Rößlein doch recht gehabt, sich den Postillon mitzunehmen. An der Posthaltestelle, welche sie erreichten, nachdem der erste höhere Hügelrücken überwunden war, stellte es sich heraus, daß sie nicht ohne ihn fertig geworden wären. Zwar die Postsachen, welche hier mitzunehmen waren, brachte ein junger Mensch in Hemdärmeln aus dem an der Chaussee unter schattigen Linden liegenden Wirthshause, und ein breitschulteriger Mann in einem Kittel, der Wirth und Postagent schien, kam dann auch mit dem dazugehörenden Curszettel heran. Zum nöthigen Unterbringen der Sachen gehörte nun aber doch der Postillon und auch zu dem kleinen dabei entstehenden Discurs.

„Hast einen drin, Hendrick?“ fragte der junge Mensch in Hemdärmeln, indem er dem Postillon ein kleines Faß hinaufreichte.

„Ja, eenen van de Isenbahn.“

„War will he dann hen?“

„He will na Tromberg un Bellersheim! . . .“

„Hendrick“, sagte hier herantretend der Wirth und Postagent, „nimm dich mit das Fäßchen in Acht; darin ist Botter und es leckt! Wahr' es vor der Sonne!“

„Dann will ich es in den Kasten zu den andern Packen thun.“

„Wenn die man nich was abkriegen von der Leckage“, warf der Agent besorgt ein.

„Das thut ihm nichts“, sagte der Postillon gleichmüthig und ließ das Fäßchen irgendwo unter seinem Sitze verschwinden.

„Als du gestern vorüberkamst, schlief ich just, Hendrick“, fuhr der Agent jetzt fort, „hatteſt du einen drin?“

„Ja, den Brauerssohn aus Grützloh, er wollte wieder nach Hause.“

„So; ich glaubte, er hätte 'ne gute Condition da draußen gefunden?“

„Ja, er wollte aber doch wieder nach Hause; er sagte, es sei draußen alles man Schmachtlapperei!“

Dabei zuckte Hendrick an den Zügeln, und die Rößlein setzten sich wieder in Bewegung; der Agent aber schaute, bereichert um den Erfahrungssatz, mit welchem

der wandernde Brauersſohn ſich wieder in ſeine engere Heimat zurückgezogen, mit Sinnigkeit dem fortrollenden Gefährt nach.

Der Paſſagier bekam Muße, über die gehörte Unterhaltung ſeine Betrachtungen anzuſtellen: ſie konnte nur geeignet ſein, ſeine Achtung von den Bewohnern dieſes biedern Landes zu erhöhen. In der ſorgſamen Behandlung des Products heimiſchen Bodens lag ein rührender Zug von Gewiſſenhaftigkeit, namentlich in dieſer unbedingten Bevorzugung eines ſo beſcheidenen und ſchlichten Gegenſtandes, wie „Botter" iſt, vor den andern wol nur Erzeugniſſe einer frivolen fremdländiſchen Induſtrie enthaltenden Packen! Und das Urtheil, welches der aus der Welt heimkehrende jugendliche Brauer, froh, wieder ſeine Heimatluft athmend, geſprochen, — es zeugte von einer gemüthlichen Anhänglichkeit an den väterlichen Herd und die mütterlichen Fleiſchtöpfe!

Die Chauſſee ſtieg jetzt mehr und mehr; die Hügelrücken, welche ſich rechts und links erhoben, zeigten ſteilere Hänge; Laubholzwaldungen dehnten ſich über ihre Kämme aus; endlich ging es in beſchleunigtem Trab eine Senkung hinab, und unſerm Reiſenden gegenüber klomm aus der Thaltiefe, in welche er niederrollte, eine buntſcheckige und verworren durcheinander-

geworfene kleine Stadt die jenſeitige Bergſeite hinauf. Ueber den Kamm des Berges blickte alterthümliches Gemäuer, etwas, was wie ein zackengekrönter Burgthurm ausſah. Der Ort war ſein nächſtes Ziel; vor dem Poſthauſe hatte er auszuſteigen, um von hier aus einen Nebenweg, der gen Süden führte, einzuſchlagen — ein eigenes Gefährt mußte er dazu bei dem Poſtmeiſter beſtellen, denn Hendrick konnte ſich von hier an ſeiner Weiterbeförderung nicht mehr unterziehen — Hendrick fuhr, wie die Weltgeſchichte, weſtwärts.

Während ihm in der Stadt ein Einſpänner beſchafft wurde, wandelte er die breite, ſteil anſteigende Hauptſtraße mit ihrem wunderlichen Gemiſch von guten, wohlgehaltenen und zerfallenden Häuſern, roth, blau und grün getünchten Wohnungen und räucherigen Hütten, hinauf, an deren oberm Ende ſich ein maſſives, zerfallenes Burgthor, überragt von einem gewaltigen viereckigen Thurm mit Erker und Wappen daran, erhob. Unſer Reiſender betrachtete mit großem Intereſſe dieſe grauen Reſte eines jedenfalls hiſtoriſch denkwürdigen Baues, der in der Landesgeſchichte ſeine Rolle geſpielt haben, in deſſen Schutz die kleine Stadt an ſeinem Fuße entſtanden ſein mußte. Er ſuchte die Wappen zu erkennen, die an große Geſchlechter der Vorzeit mahnten, und wog in ſeiner Hand das Stück

einer ſchweren Eiſenkette, die an der Ecke des Thorgewölbes niederhing und offenbar einſt dazu gedient hatte, dieſen Eingang zu verſperren, bis das Fallgitter von oben niederraſſeln konnte. Als er dann hindurchgeſchritten, ſah er, daß der Thorthurm nur leider der beſterhaltene Reſt des Ganzen ſei. Nur trümmerhafte Mauern ſtanden rings und umgaben alte Zehntſcheuern, Pächterwohnungen. Aber deutlich ließ ſich die Anlage noch erkennen; es war der Bezirk der Vorburg, in welchem er ſich befand, und hier, wo jetzt friedliche Gänſe auf dem kahlen Anger gackerten, hatten einſt die Dienſtmänner in zerſtörten Burgmannshöfen geſeſſen. Ein zweites Thor, das oben ſchon durch Einſturz des Gewölbes um ſeine ſchützende Decke gekommen, führte in den Bering der Hauptburg, und während an den übrigen Seiten auch hier nur Trümmer zerbröckelnder, von dunkelm Epheu umklammerter Mauern den Umkreis bildeten, zeigte der Winkel zur Rechten einen noch wohlerhaltenen und dazu außerordentlich maleriſchen Gebäudetheil, ein ſchönes und höchſt romantiſch ausſehendes Architekturbild. Eine hohe Steintreppe führte auf eine von einer zerfallenen Baluſtrade umgebene Terraſſe, auf der ein Paar uralter und prächtiger Walnußbäume ſtanden; und vom weit ausgreifenden Geäſt dieſer Bäume halb bedeckt, erhob ſich da-

hinter eine Kirchenfaçade mit einem großen, vom feinſten Maßwerk durchſetzten Spitzbogenfenſter und einem reichgegliederten ſchönen Portal darunter. Unſer Reiſender ſtand lange und weidete in großer Ueberraſchung ſeine Augen an dieſer kleinen architektoniſchen Perle, welche hier in der Umgebung der Trümmer einer mächtigen Schloßburg eine ſo überaus romantiſche Faſſung erhalten hatte. Ohne Zweifel hatte er die ehemalige Burgkapelle vor ſich, welche wegen ihrer Größe und Schönheit von der frommen Bevölkerung des Städtchens ſorglich erhalten worden war. Das Fürſtenhaus, der Mittelpunkt eines kleinen Staatsweſens von ehemals, war gefallen, und die Kirche ſtand noch — es war alſo auch hier gegangen wie ſchon früher, ſchon öfter!

Das Ganze war wirklich ſchön, und indem es ſo unvermuthet vor dem jungen Mann auftauchte, machte es auf ihn einen Eindruck wie ein Traumgebilde; die Sonne, die ſchräg von Weſten her über Mauerwerk mit leeren Fenſterhöhlen fort in den Burghof ſchien, vergoldete ganze Partien des üppigen tiefgeſättigten grünen Laubes und durchbrach dies, um leisbewegte Lichter über die graue Steinwand der Kirche gleiten zu laſſen; an den architektoniſchen Linien entlang legte ſie tiefe Schlagſchatten, die alle dieſe reichen, phantaſtiſch

entworfenen Gliederungen hell hervortreten ließen; und dazu ſchmetterte aus den Zweigen ein Finke ſo ausharrend ſein Lied, als ob er für die Muſik zum Schauſpiel ſorgen müſſe.

Der junge Mann hatte wirklich wie das Gefühl, als ob er ſich in einem Traume befinde. Es mochten ſeine von der Eiſenbahnfahrt und dem Contraſt ſeines ſanft maßvollen Weiterrollens im Poſtwagen gereizten Nerven ſein, die dieſe Wirkung hervorriefen. Er fuhr ſich mit der Hand über die Stirn und dann ſagte er:

„Iſt's Wirklichkeit oder eine Theaterdecoration?"

Das Innere der Kirche zu ſehen, ſchien er kein Verlangen zu haben. Er wandte ſich ab und ſchritt langſam dem offen ſtehenden Gitterthürchen zu, das weiter links im Hintergrunde des Burghofes in etwas wie einen Garten zu führen ſchien — es mußte ſich von dort aus eine Anſicht der Rückſeite der Kirche gewinnen laſſen.

Als er durch dies Thürchen nun eine kleine Strecke zwiſchen Mauertrümmern weiter geſchritten war, wurde ihm eine abermalige Ueberraſchung zutheil. Er befand ſich inmitten von leidlich gepflegten Gartenanlagen, welche ſich die Rückſeite der Burg entlang zogen; zwiſchen den Bäumen und dem Gebüſch ſtarrten nackte niedere Felsklippen mit ſcharf zerklüfteten Ecken und

Spalten; in natürlichen Steinwänden zeigten ſich flach eingewölbte kleine Grotten; das alles aber bildete nur eine ſchmale Zone, vielleicht nicht dreißig Schritt breit, denn unmittelbar darunter, nach Süden hin, fiel ein tiefer ſteiler Abhang mit ſchroffen Felſenwänden nieder, der an dieſer Seite die Burg jedem Feinde uneinnehmbar gemacht haben mußte. Zugleich öffnete ſich vom Rande dieſes Abſturzes eine weite Ausſicht auf das tief unten liegende Land, ſoweit nur die Blicke trugen.

Da war denn nun abermals ein Bild, bei dem angegriffene Nerven ſich wie von einem Traum angewandelt fühlen konnten. Unten zuerſt grüne von Bächen durchſchlängelte Wieſen, Mühlen unter dunkeln Eichen, Bauerhöfe, Dächer mit hohen Eſſen und Thürmchen zur Seite, die einen Edelhof bezeichneten, Ackerbreiten, Kirchthürme, die unvermittelt aus dunkelm Grün auftauchten; hier und da ein kahler röthlicher Dampfſchlot, von dem man nicht verſtand, wie er in dieſe grüne Wald- und Ackerwelt komme — und fern nach Süden hin ein Verſchmelzen dieſer grünen Waldin eine blaue und violette Bergwelt, die mit langen ruhigen Linien den Horizont ſchloß.

Unſer Reiſender ſtand eine Weile und ſchaute hinab; dann lehnte er ſich mit dem Rücken gegen die neben ihm aufſteigende kleine Felsklippe und fuhr läſſig mit

der Hand in ſeine Bruſttaſche, um ſein Cigarrenetui hervorzuholen; er mußte denken, daß eine gute Cigarre einen ſolchen Naturgenuß erſt erquicklich mache. Eben nachdem er ſich eine gewählt und ſie entzündet, kam jedoch abermals ein Traum über ihn, und diesmal ſo plötzlich, daß er die Cigarre wieder ſinken ließ, ſich ſtrack aufrichtete und ſtarrte — in ein ſehr ſchönes und edel geſchnittenes, ein wenig bleiches Mädchenantlitz.

Sie mußte eben um die Felsklippe herumgeſchritten ſein; ſie ſtand und ſchaute ihn mit verwunderten Augen an.

Dies wechſelſeitige verwunderte Anſtarren dauerte eine Weile — dann griff plötzlich mit einer gewiſſen Haſt der junge Mann an ſeine Militärmütze und ſagte, wie von einem leichten Erſchrockenſein anfathmend:

„Pardon, mein Fräulein — da Sie doch wol nicht, wie ich im erſten Augenblick wahrhaftig glaubte, das Ritterfräulein von der Burg, ſondern eine lebende Dame ſind, muß ich um Entſchuldigung bitten, daß ich nicht grüßte — vielleicht auch darum, daß ich in dieſen Garten eingedrungen bin!“

„Das Ritterfräulein von der Burg bin ich freilich nicht“, verſetzte ſie mit einem ſchwachen Anflug von Lächeln, „und der Garten ſteht jedem Fremden offen.“

Er machte eine leichte Verbeugung und fuhr dann fort:

„Aber Sie sind keine Fremde hier, und so würde ich vielleicht um die Güte bitten dürfen, mir einige der Punkte zu nennen, welche ich von hier aus in dem weiten Lande da unter uns erblicke? Zum Beispiel", fuhr er, auf einen Punkt deutend, fort, „den Edelhof dort mit dem Thurme unter einer Zwiebelhaube!"

„Haus Ellersen", versetzte sie, sich flüchtig der Richtung zuwendend, wohin er deutete, und ihn dann wieder musternd.

„Bellersheim?"

„Nein, Ellersen", wiederholte sie deutlicher. „Bellersheim liegt von jenem Waldhügel versteckt — kennen Sie es?"

„Nein — es ist jedoch mein Reiseziel."

Die Dame wandte sich mit einer lebhaften Bewegung von ihm ab — in demselben Augenblick erscholl in der Ferne eine männliche Stimme, welche rief:

„Haben Sie Ihr Eselein gefunden, Fräulein?"

Sie blickte dem Rufenden entgegen, dessen Schritte man hinter dem Gebüsch herannahen hörte, und wollte antworten, als der junge Mann lächelnd einfiel:

„Das soll doch keine zarte Anspielung auf Ihre Begegnung mit — mir sein?"

„Eher darauf, daß ich ausgezogen bin wie der Sohn Kis“, versetzte sie übermüthig lachend.

Er verbeugte sich und sagte spöttisch:

„Damen, die wie der Sohn Kis ausziehen, sich einen jungen Esel einzufangen, haben öfters sein Glück!“

„Eine Krone zu finden?“

„Die erwünschte grüne!“

Sie warf einen forschenden Blick in seine Züge, wie ungewiß, was sie ihm auf seine so häßliche Spötterei erwidern solle — im nächsten Augenblick aber trat der Mann, dessen Ruf und Schritte man vernommen, an sie heran. Es war ein junger Geistlicher.

Unser Reisender machte jetzt eine Verbeugung und wollte sich zurückziehen; aber der Geistliche sagte:

„Sie sind wol wie viele Fremde gekommen, unsere Wallfahrtskirche zu sehen, und haben sie geschlossen gefunden? Ich kann sie Ihnen zeigen, wenn Sie mir durch meine Wohnung folgen wollen.“

Der Fremde, den wahrscheinlich das Innere von Kirchen nicht sehr interessirte, stand einen Augenblick wie unschlüssig. Nach einem Blick auf die schöne jugendliche Erscheinung neben ihm sagte er jedoch:

„Ich werde Ihnen dafür sehr verbunden sein“, und setzte im stillen für sich hinzu:

„Mein Einspänner kann ja warten!“

Damit folgte er dem sich zurückwendenden Geistlichen; die junge Dame schloß sich ihnen an.

Sie schritten durch die schmalen gewundenen Pfade der kleinen Anlagen, bis sie rechts, hoch über sich, ein an die Rückseite der Kirche angefügtes, schmales Gebäude mit Giebeln und engen Fenstern verschiedener Größe, die mit runden bleigefaßten, hier und da zerbrochenen Scheiben verglast waren, aufsteigen sahen; ein paar halb eingesunkene Treppensteine führten an die spitzbogige Thür, hinter der eine ausgetretene hölzerne Wendeltreppe emporleitete. Der Geistliche bat, hier zu folgen, und ging vorauf. Als sie oben waren und in ein ziemlich wüst aussehendes Vorgemach traten, rief ihnen eine sehr wohllautende weibliche Stimme hell durch die offen stehende Thür eines daranstoßenden zweiten Raumes entgegen:

„Kommen die Herrschaften endlich — der Kaffee ist längst kalt geworden!“

In dem zweiten Raume — er war offenbar das Wohnzimmer des Geistlichen, das bewies der Schrank mit Büchern in der einen, der Stand mit Tabackspfeifen in der andern Ecke, — stand ein schlankes, höchst einfach in Schwarz gekleidetes junges Mädchen an einem großen viereckigen Tische, der mit einem bescheidenen tiroler Teppich und mit Kaffeegeräth bedeckt war. Das

junge Mädchen war sehr eifrig, ganz als ob sie hier die Hausfrau sei, mit der Spiritusmaschine beschäftigt, auf der sie den schwarzen Trank bereitete.

„Ich bin gleich schon mit der zweiten Auflage fertig", rief sie den Eintretenden entgegen, und stockte dann plötzlich, errötheud, als sie jetzt den Fremden wahrnahm.

Dieser verbeugte sich sehr oberflächlich und herablassend vor ihr, und der Geistliche, auf die gefüllten, blaugeaderten kleinen Schalen, welche dampfend auf dem Tische standen, blickend, sagte:

„Vielleicht darf ich Ihnen eine Tasse anbieten, es wird Ihnen als Präservativ gegen die schwere Kirchenluft da unten wohlthun . . ."

Der Fremde erwiderte, daß er es mit Dank annehme — er erinnerte sich wol, daß er seit Stunden nichts genossen, und der prüfende Blick, den er auf das zierliche, anmuthig sich bewegende junge Mädchen in Schwarz heftete, mochte ihm Vertrauen geben, daß sie einen Trank zu brauen verstehe, der kein Attentat gegen sein Nervensystem enthalte, wie er es auf den Stationen unterwegs gefürchtet. Als der Geistliche ihm einen Stuhl an den Tisch stellte, sagte er mit einem flüchtigen Lächeln:

„Dann müssen Sie mir aber, ehe ich mich an Ihrem

gaſtlichen Tiſche niederlaſſe, erlauben, daß ich mich Ihnen vorſtelle — ich bin Premierlieutenant Alfred von Norentin, von den Gardekürafſieren — auf einem längern Urlaub, um einen Verwandten hier in der Provinz zu beſuchen."

Der Geiſtliche hätte beinahe vergeſſen, dieſe Höflichkeit zu erwidern, denn wie ganz betroffen, faſt erſchrocken von dem Namen, ſtarrte er den jungen Mann an. Auch lag in ſeiner Stimme eine offenbare Beklommenheit, als er jetzt ſeinen Namen nannte: „Wilhelm Egbering, Vicar der Wallfahrtskirche hier", und auf das junge Mädchen in Schwarz deutend, hinzuſetzte: „Fräulein Marie Gelſen, Lehrerin an der Mädchenſchule in unſerm Städtchen, und ...."

„Minna Egbering", fiel die junge Dame, welche unterdeß den Fremden ſcharf fixirt hatte, jetzt, da der Geiſtliche ſie vorzuſtellen im Begriff ſtand, mit einem kleinen Knicks ein — „die Schweſter des Herrn Vicars."

Daß die beiden andern bei dieſen Worten die junge Dame verdutzt anblickten, entging ebenſo wie des Vicars Betroffenheit dem ſich jetzt niederlaſſenden Lieutenant — er nahm eben die Taſſe, welche das Lehrerfräulein Marie Gelſen ihm reichte, entgegen und nippte daran; die andern ſetzten ſich gleichfalls, und die junge Dame ſagte:

„Ihr Reiſeziel wird Bellersheim ſein, Herr von No-

rentin — wenn ich nicht irre iſt Ihre Familie verwandt mit dem trefflichen alten Herrn auf Bellersheim?“

„In der That, wenn auch nicht ſehr nahe; die Norentin ſind aus demſelben Blut, wenn ſich dies auch ſchon ſeit langem, ſeit der Urgroßväter Zeit, getrennt hat. Aber ſie — wir und die andere Linie ihrer Familie, die auf Haus Willharing ſitzt, ſind die einzigen Blutsverwandten des alten Herrn.“

„Die Derſchau“, fiel der Vicar, mit einem unverkennbaren Ausdruck der Zerſtreuung den Fremden anblickend, ein, „gehören doch auch wol dazu ... Der Monſignore Derſchau iſt jetzt eben dort ...“

„Der Monſignore aus Rom iſt dort?“ fragte der Lieutenant. „Er iſt allerdings ein Verwandter, doch nur durch Verſchwägerung. Ich hörte, daß der gute Vetter Bellersheim nichts mehr liebt als ein Aus- und Einſchwärmen von Gäſten wie in einem Bienenkorb. Sind ihrer augenblicklich viele dort?“

„Er hat allerdings den Ruf der liebenswürdigſten Gaſtlichkeit“, entgegnete der Vicar — „auch werden Sie eine zahlreiche Geſellſchaft finden — ein gelehrter Geheimrath, der Herr Lieberkühn, ein Herr, der ſchier alles weiß und auszulegen und zu machen verſteht, iſt da, und ein Oberſt außer Dienſt, von Storch, der häufig

hierher kommt und in der Kirche aufs säuberlichste die alten Wappen abzeichnet; der Staatsanwalt Frank mit seiner jungen Frau, welche der Baron immer wie eine Art Mündel und seinen Liebling behandelt hat — sie ist die Tochter seines frühern Geschäftsführers — auch der Bruder der Frau Frank, der Maler Merk, wird, wenn ich nicht irre, mit seiner jungen Frau aus Rom erwartet ..."

„So finde ich also eine buntgemischte Gesellschaft", rief der Lieutenant aus.

„Sehr bunt gemischt" — fiel hier die junge Dame, welche sich als Schwester des Vicars vorgestellt hatte, ein — „mein Bruder hier hat nicht einmal alle genannt, zum Beispiel ein Fräulein Brigitte von Norentin, der man nachsagt, daß sie den Ehrgeiz hat, auf Bellersheim Sturm und schönes Wetter zu machen, und, da das schöne Wetter so braven und gutmüthigen Leuten von selbst kommt, namentlich Sturm."

Der Lieutenant von Norentin sah unter den langen, dunkeln Wimpern seiner halbgeschlossenen Lider her das so sprechende Fräulein Minna Egbering mit einem eigenthümlichen, sprechenden Blick an; dann antwortete er mit einem leisen, spöttischen Zucken seiner Mundwinkel:

„Das überrascht mich nicht — ich habe immer gehört, daß meine Cousine Brigitte, die ich übrigens nie

ſah, eine ſehr capriciöſe und unternehmende Dame ſei und, alles in allem genommen, eine ſehr ſchlimme Pflanze.“

Die junge Lehrerin ſtand hier plötzlich von ihrem Stuhl auf und eilte in eine Ecke des Raumes — weshalb ſie dabei ihr Tuch an ihren Mund drückte, war unerfindlich; es ſah ja faſt aus, als wolle ſie ein Lachen unterdrücken und verbergen. Das konnte es aber doch wol nicht ſein, denn ſie kam ganz ernſthaft mit einem Cigarrenkiſtchen aus der Ecke zurück, ſtellte es neben den Vicar auf den Tiſch und ſagte mit ihrer weichen, wohllautenden Stimme dazu:

„Ich weiß ja, Herr Vicar, daß Ihnen ohne das der Kaffee nicht ſchmeckt!“

Es war ein Ausdruck von auffallend lebhafter, faſt zärtlicher Dankbarkeit, womit der Vicar zu dem ſich über ſeine Schulter beugenden jungen Mädchen, das hier wie eine kleine Hausfrau zu ſchalten ſchien, aufblickte, während Fräulein Minna Egbering längſt, wie kampfesmuthig, ihr Kinn auf den Arm ſtützend, ausgerufen hatte:

„Wie iſt das zu verſtehen? Welche Pflanzen rechnen Sie zu den ſchlimmen? Es gibt Pflanzen, die leicht verletzt werden, und andere, die leicht verletzen ...“

„Und giftige“, fiel trocken der Lieutenant ein.

„Halten Sie Fräulein von Norentin für eine Giftpflanze?“

„Das habe ich nicht gesagt — Gott bewahre mich!“

„Also für eine leicht verletzliche blos?“

„Dann hätte ich sie nicht eine schlimme genannt; was wir verletzen, ist nicht schlimm, nur das, was uns verletzt!“

„Verletzende Pflanzen sind Disteln, Nesseln, Dornsträucher . . .“

„Und Rosen!“ fiel der Lieutenant mit einer ganz unmotivirt spöttischen Verbeugung gegen Fräulein Minna Egbering ein.

Diese, die durchaus nicht geneigt schien, ein Compliment darin zu sehen, versetzte mit einem sehr stolzen Aufwerfen des Kopfes:

„Mit Ihren Grundsätzen macht man sich das Leben leicht; es ist aber sehr egoistisch, so zu denken.“

„Und doch läuft es nur auf das alte Wort hinaus: wer beleidigt, schreibt in Wasser, wer beleidigt wird, in Marmor!“ fiel hier der Vicar ein, der unruhig von einem der Sprechenden zum andern geblickt hatte und dem kleinen Disput ein Ende machen zu wollen schien.

„Bei Marmor“, sagte aufstehend der Lieutenant von Norentin, „fällt mir Ihre alte Kirche ein —

wollen Sie jetzt die Güte haben, sie mir zu zeigen; ich muß annehmen, daß mein Wagen wartet!"

Der Vicar stand ebenfalls auf; er legte seine Cigarre fort und ging, eine schmale Thür in der Rückwand des Gemaches zu öffnen, in welche er seinen Gast einzutreten bat — mit einiger Vorsicht bei den Stufen, welche hinter derselben in einen dunkeln schmalen Gang abfielen. Der Lieutenant stieg, während die jungen Damen zurückblieben, da hinab, und der Vicar folgte ihm. Am Ende des Ganges führte dann eine sehr steile unbequeme Holztreppe nieder in ein paar enge, staubige, verwahrloste Räume, in welchen mächtige und reichgeschnitzte alte Schränke davon zeugten, daß die Handwerker der Vorzeit bewunderungswürdig kunstreiche Menschen, und einige verräucherte Porträts an den Wänden bewiesen, daß zur selben Zeit die Künstler recht erbärmliche Sudler gewesen.

Der Vicar trat nun in die Kirche ein, und der Lieutenant folgte ihm; er verschlang auf dem Chor stehen bleibend die Arme über der Brust, starrte theilnahmlos wie ins Leere, horchte offenbar auf keine Silbe von all den Erklärungen des jungen Geistlichen hin und schien dann plötzlich aus Gedanken aufzufahren. Er wendete sich und sagte hastig:

„Ich muß gehen — vielleicht erlauben Sie mir,

von Bellersheim aus zurückzukehren und an einem dieſer Tage Ihre Güte wieder in Anſpruch zu nehmen — für heute danke ich Ihnen aufs herzlichſte — muß ich durch Ihre Wohnung zurück?"

„Ich kann Sie aus der Sakriſtei in den Burghof laſſen", verſetzte kühl der Vicar und ging, eine nach außen führende Thür aufzuriegeln, durch welche man in die helle, blendende Sonnenluft blickte. Der Lieutenant reichte dem Vicar zum Abſchiede die Hand, dankte nochmals und trat ins Freie. Der junge Geiſtliche warf hinter ihm die Riegel zu.

Dann ſtand er eine Weile, ſeine Blicke ſtarr auf eine der Steinplatten zu ſeinen Füßen heftend. „Alſo das — das iſt Alfred — von Norentin!" Und kopfſchüttelnd ſetzte er hinzu: „Auch ſolch ein moderner Menſch!" Er flüſterte das mit einem nicht gerade wohlwollenden Ausdruck. „Etwas Großes iſt bei ſolchen Naturen — die Zahl der Dinge, welche ſie nicht intereſſiren!"

Eine Viertelſtunde ſpäter ſaß Alfred von Norentin in dem Einſpänner, den er vor dem Poſthauſe ſeiner längſt harrend gefunden. Das Harren ſchien jedoch nicht die Wirkung gehabt zu haben, in dem Gemüthe des eingeſpannten ſchwarzen Gauls, der ihn zog, Regungen der Ungeduld hervorzurufen. Dieſer ſchob ſich

im Gegentheil mit einem höchſt achtbaren Phlegma den abwärts führenden Weg nieder, der aus dem Städtchen ſüdwärts, die hochragende Burg zur Rechten laſſend, hinabführte. Endlich unten am Fuße des Bergzugs angekommen und einer alten Steinbrücke ſich nähernd, welche über den durch den Thalgrund ſtrömenden Bach führte, vernahm Alfred helle, ſcherzende und lachende Stimmen; gleich darauf ſah er von rechts her aus einem dichten Erlengebüſch eine Gruppe von jungen Leuten kommen, die auf einem ſchmalen Wege ebenfalls der Brücke zuſtrebten; zu ſeiner Ueberraſchung erkannte er ſeine kleine Geſellſchaft aus der Wohnung des Vicars oben; nur war ſie jetzt um ein Mitglied vermehrt, nämlich ein graues, einen Querſattel tragendes, geſenkten Hauptes voraufſchreitendes Eſelein.

Sie hielten vor der Brücke; das Fräulein, welches ſich die Schweſter des jungen Geiſtlichen genannt, ſchwang ſich mit Hülfe des letztern in den Sattel. Dann erfolgte unter Lachen und herzlichem Händeſchütteln ein Abſchied, und das Eſelein trabte mit ſeiner Reiterin vorwärts, während der junge Geiſtliche und die Lehrerin ſich zurückwandten und bald darauf von dem Erlengebüſch wieder aufgenommen wurden.

Alfred von Norentin ließ, als er die jetzt einſame Reiterin eingeholt, halten und ſprang aus ſeinem Gefährt.

„Fahrt nur ohne mich weiter", sagte er dem Wagenlenker.

Die Reiterin hatte sich, als das Wäglein hielt, wie erschrocken nach ihm umgeschaut und mit einer Miene einer nicht gerade freudigen Ueberraschung den Aussteigenden erkannt.

Er trat an sie leicht grüßend heran.

„Ich wußte, daß wir einen und denselben Weg hatten, mein gnädiges Fräulein Cousine", sagte er, „hoffte aber nicht, daß ich das Vergnügen haben würde, ihn mit Ihnen gemeinschaftlich zu machen. Sie erlauben doch Ihrem unterthänigsten Vetter, sich Ihnen anzuschließen?"

Wie von dem ganzen selbstsichern Wesen des jungen Mannes durchaus nicht angenehm berührt, antwortete das Fräulein lebhaft:

„Ich weiß nicht, ob das Wort: des Königs Heerstraße ist frei, auch für diesen Feldweg Gültigkeit hat — jedenfalls hätte ich, wenn ich auch Ihr «gnädiges Fräulein Cousine» wäre, kein alleiniges Recht darauf — weshalb nennen Sie mich so?"

Der Lieutenant blickte sie unter seinen, wie es schien, zum vollständigen Aufheben zu schweren Lidern spöttisch an und lächelte sehr überlegen:

„Weil Sie Fräulein Brigitte von Norentin sind,

alſo meine ſehr geehrte Couſine. Ihre Linie unſerer Familie, die vom Glück begünſtigtere, auf Willharing ſeßhafte, und die Linie dieſes höchſt erlauchten und überaus berühmten Stammes, die ich hier vertreten ſoll, ſind zwar ſeit ihrer Trennung auseinandergekommen wie die Montecchi und die Capuletti, ſodaß ich nie die Ehre hatte, Sie zu ſehen ..."

„Und doch kennen Sie mich?"

„Ich denke. Wenn man, wie vorhin Sie, für die Schweſter eines armen Vicars gelten will, muß man denſelben angenehmen Dialekt wie er ſprechen und «ſgön» und «ſgeint» ſagen, auch ſtatt: «ich bedarf deſſen nicht», «ich kann wol darohne zu», wie der Herr Bruder. Auch muß man nicht eine offenbar von einer Kammerjungfer aufgebaute Friſur tragen, nicht das ganze Weſen einer vornehmen jungen Dame zeigen und nicht noch dazu einen armen, aus der Fremde kommenden Vetter in ſeiner argloſen Unſchuld verführen wollen, einen Erguß des alten Vendetta-Stammhaſſes über Fräulein Brigitte von Norentin auszuſchütten."

„Sie ſind ein gefährlicher Mann, Herr Vetter Alfred!" verſetzte lächelnd die junge Dame. „Ich ſehe, es iſt mit Ihnen nicht zu ſcherzen. Und nun habe ich Ihnen doppelt für die «Giftpflanze» zu danken, die Sie mich nannten, obwol Sie mich erkannten ..."

„Dagegen proteſtire ich — ich habe dieſen Ausdruck nicht gebraucht; — Sie gebrauchten ihn ...“

„Aber gedacht! Wiſſen Sie, daß auch der Vicar eben, als er aus der Kirche zurückkam, Ihnen gar kein gutes Zeugniß ausgeſtellt hat?“

„Möglich! Durch was habe ich ſein Misfallen erregt?“

„Durch Ihren abſoluten Mangel an Verſtändniß für die Poeſie und den Zauber der Vergangenheit.“

„Weil ich ſeine alten Steinhauerarbeiten nicht angeſchaut habe? Wäre ich ein weniger wahrheitsliebender Menſch, ſo würde ich ſagen, ich wäre noch viel zu befangen geweſen von Ihrer Erſcheinung, um meine Gedanken auf etwas anderes fixiren zu können ...“

„Das Compliment wäre auch zu wohlfeil.“

„Freilich, und deshalb ziehe ich die Wahrheit zu ſagen vor. Sehen Sie, ich muß Ihnen geſtehen, daß ich ſehr lange nicht mehr in einer Kirche war. Als ich drüben nun mit dem Vicar in die ſchöne alte Wallfahrtskirche gerieth — man ſieht ſie noch von hier aus ſehr impoſant auf ihrer Berghöhe die alten Burgruinen überragen — kam ein eigenthümliches ſtarkes Ergriffenſein über mich; ich fühlte mich wie entrückt in die «Gefilde hoher Ahnen»; ein großes geiſtiges Weſen von hoher ſchöpferiſcher Kraft, aber großer

Fremdheit drang auf mich ein, zugleich mit dem beſchämenden Gefühl, ihm ſo fremd und fern zu ſein, ihm innerlich nicht näher zu ſtehen, wie einer merkwürdigen und unverſtandenen Traumwelt. Denn in der That, wie ein reiches Traumbild ſtand alles vor mir und ich vor ihm wie vor einem Geheimnißvollen, zu dem meine Seele keinen Schlüſſel hatte. So kam es denn, daß ich für des Vicars kundige Aufklärungen kein Ohr hatte und ihm wol den Eindruck eines ſtumpfſinnigen Menſchen machte! Als ich dann heimging, meinen Einſpänner aufzuſuchen, verarbeitete ich den empfangenen Eindruck dahin, daß ich doch hier in ein abſonderliches Land gerathen, das mit der trotzigen Ruhe, womit es ſeine ſchwerfällige Eigenart bewahrt, am Ende auch Zuſtände, Gebilde, Dinge mancherlei Art enthalten mag, zu welchen die übrige Welt gut thäte, ſich ein wenig mehr zu halten."

„Das ſind Worte", ſagte Fräulein Brigitte, „welche Ihnen für Ihre andern Sünden volle Abſolution erwerben. Wenn der Vicar ſie gehört hätte, würde er Ihnen Abbitte leiſten."

„Der Vicar ſcheint bei Ihnen ſehr in Gnade zu ſtehen — wenn Sie es nicht einen Rückfall in meine Sündhaftigkeit nennen würden, möchte ich behaupten, daß er überhaupt ein jungen Damen gefährlicher Mann ſei."

„Ach — wie kommen Sie darauf — das bringt Sie allerdings wieder in meiner Achtung ſehr tief herab.“

„Dann muß ich es rechtfertigen. Fräulein Marie Gelſen, die hübſche Lehrerin, iſt in ihn verliebt.“

„Ich bitte Sie! Sie jagen mir einen Schrecken ein, daß ich faſt von meinem geduldigen Reitthier gefallen wäre! Welch fürchterlich frivoler Menſch Sie ſind! Es iſt unerhört! Um ſo etwas auszuſprechen, mit ſpöttiſch lächelndem Munde, muß man freilich ſo fremd in unſer braves Land geſchneit kommen mit allem diaboliſchen Verdorbenſein der modernen Welt.“

„Habe ich denn da etwas ſo Schlimmes geſagt? Ich bemerkte, wie das Fräulein Marie mit einem Ausdruck und Weſen innern Glücks die kleine Hausfrau in der Wohnung des Vicars ſpielte, die mit allerlei kleinen Stickereien — wol von ihrer Hand — ausgeſchmückt war; ich ſah, wie beide ihre Blicke ineinanderſenkten und . . .“

„Sie ſahen Einbildungen Ihres böſen, mistrauiſchen, ſchwarzen Herzens, Vetter Alfred“, unterbrach ihn Brigitte erſchrocken, „und wenn Sie noch ein Wort in dieſem Sinne weiter reden, zu irgendeiner Menſchenſeele, ſo ſind Sie ein Kind des Unglücks und werden unbarmherzig aus dem Buche der Lebenden geſtrichen. Fräulein Marie iſt ein höchſt reſpectables Mädchen

und ſteht, nebenbei geſagt, unter meiner beſondern Protection; ſie hatte lange den Wunſch, Unterricht im Latein zu erhalten, und den ertheilt in ihrem Städtchen nur der Vicar; da ſie aber als junges Mädchen ihn nicht allein bei ihm nehmen konnte, und da mir, als ſie mir davon ſprach, der Wunſch, Latein zu lernen, ebenfalls kam, ſo ſchloß ich mich ihr an — wir baten beide den geiſtlichen Herrn um einige wöchentliche Stunden; ich begebe mich von Bellersheim aus dahin auf dem kürzern Wege, der an dieſer Seite, die Felſen hinauf, unmittelbar in den Burggarten führt. Damit ich nicht zu erſchöpft von dem ſteilen Bergpfad oben ankomme, hat ein Freund unſers Barons, der für alles Rath wiſſende Geheimrath, mir dies Eſelein aufgetrieben, und wenn Sie nun nach all dieſem noch irgend an boshaften Vorausſetzungen feſthalten, ſo . . .“

„So mache ich noch, bevor ich auf Bellersheim angekommen bin, mich dort ſchon gründlich unmöglich“, fiel ſpöttiſch Alfred von Norentin ein.

„Ganz gründlich!“ ſagte faſt zornig die junge Dame, die ganz roth geworden war von der eifrigen Vertheidigungsrede, bei der es ſich ihr um die Ehre des Landes ſchien gehandelt zu haben.

„Alſo ſprechen wir von harmloſern Dingen, ohne gegen berechtigte Stammeseigenthümlichkeiten zu ver-

ſtoßen, z. B. die, daß ein einſam ſtehendes junges Mädchen ſich nicht einem liebenswürdigen jungen Mann zuneigen kann, weil er einen Rock trägt, der um eine Hand breit länger iſt als der anderer junger Männer."

„Ja, reden wir von andern Dingen, ich bitte ſehr darum", unterbrach ihn heftig Brigitte.

„Zum Beiſpiel von . . ."

„Zum Beiſpiel vom Harmloſeſten von allem, von dieſem Eſel!" fiel das Fräulein, ihrem Thier den Hals ſtreichelnd, ein.

„Er ſcheint ſich eines großen Theils Ihrer Sympathien zu erfreuen; Sie waren gerade, als ich das Glück hatte, oben im Burggarten Ihnen zu begegnen, eifrig befliſſen, ſich von ſeinem Wohlbefinden zu überzeugen, glaub' ich."

„In der That war ich das und ich mache mir jetzt bittere Vorwürfe, daß ich mich davon habe durch Ihr Erſcheinen abhalten laſſen; er hat ſich unterdeß ſchmerzlich vernachläſſigt gefühlt und, um ſich zu rächen, in einem Beet voll junger Kohlpflanzen die grauſamſte Verwüſtung angerichtet und ſchmollt mir ganz unverſöhnlich. Er empfindet eben ſo tief und nachhaltig, der gute Graue! — Aber da hätten wir ja Bellersheim ſchon!"

Sie waren zwiſchen Ackerfluren her und durch kleine Gehölze gekommen — als ſie das letzte im Rücken hatten, ſahen ſie in einer ein wenig geſenkten Thalmulde, mit dem Rücken an Waldungen gelehnt, den großen Edelhof vor ſich liegen.

Zweites Kapitel.

Von dem alten Baron und seinen Gästen. Auch von einem Küster und einem Invaliden.

Besagter alter Baron war eine mittelgroße Gestalt, die auf breiten Schultern einen vornehmen und schönen Männerkopf trug, der bei aller Offenheit der Züge und Gutmüthigkeit des Ausdrucks doch, zumeist wol infolge seines schlohweißen Mähnenhaars, etwas Löwenhaftes hatte und bei der ersten Bekanntschaft eine ehrfürchtige Scheu einflößte, bis man dahinterkam, daß diese Scheu bei der harmlosen Gutmüthigkeit des alten Herrn überflüssig sei. Als Junggeselle, den die Landessitte, nach der der Gutsbesitzer auf seiner Hufe bleibt, seit je an das Landleben gefesselt hatte, und der doch fortwährend das Bedürfniß anregender Geselligkeit empfand, war er nicht glücklicher, als wenn alle Fremdenzimmer seines großen Hauses mit Gästen angefüllt waren, und da er der ketzerischen Ansicht lebte, daß seine Standesgenossen stellenweise an Langweilig-

keit und Gedankenarmuth litten, liebte er eine buntgemischte Gesellschaft von guten Bekannten aus den verschiedensten Lebenssphären und von verschiedenstem Credo. Zuweilen öffneten sich seine gastlichen Thore auch ganz unbekannten Leuten, wenn sie von guten alten Freunden mitgebracht wurden. Zum Beispiel von dem Geheimrath oder dem Obersten, den eigentlichen Stammgästen auf Bellersheim, von deren Anwesenheit wir bereits vernahmen und die wir jetzt eben unter der großen Linde im Schloßhofe neben ihm sitzend finden; vereint um eine Maiweinbowle, welche der Geheimrath gebraut hat, und welche der Oberst mit seinem ewigen Widerspruchsgeist wider alle löblichen Leistungen des Geheimraths höchst mangelhaft findet, was ihn nicht hindert, ihr als richtige „alte Kriegsgurgel" Ehre anzuthun.

Sie bilden eine sehr gemüthliche und dazu ganz malerisch umrahmte Gruppe, die drei alten Herren; der Baron mit einem Fes auf seinen Mähnen, der Geheimrath mit seiner hohen kahlen Stirn, seinem langen Gesicht, das wie das eines deutschen Professors aussieht, und den scharfen beweglichen grauen Augen darin; der Cavalerieoberst außer Dienst mit seinem von einem kurzgeschorenen grauen Vollbart umrahmten, klug und lächelnd dareinschauenden Kopf, der, ein wenig ge-

bräunt, ein wenig pockennarbig und ein wenig nach dem Mongolentypus geschnitten, trotz alledem aber nicht häßlich ist; alle drei aus gewichtigen Tabackspfeifen dampfend und schöne, geschliffene alte Humpen vor sich; dahinter die aus festen Bruchsteinen aufgeführten, mit wenigen, schlichten Verzierungen versehenen grauen Mauern der Gebäudeflügel des Edelhofes, von denen der eine an dem runden alten Lehnsthurm, dem „rothen Thurm" endet, der mit dichtem Epheu bis hoch hinauf tapeziert ist; zahllose Spatzen lärmen darin um ihre Nester, während ebenso zahlreiche Schwalben wie schwarze Blitze um die frischgrünen Zweige der Linden fahren.

Alfred von Norentin hat sich schon ihnen vorgestellt und ist jetzt im Hause eben beschäftigt, von dem ihm angewiesenen Zimmer Besitz zu ergreifen.

„Moderner Mensch!" hatte, als er gegangen war, der Geheimrath, einen tiefen Zug aus seiner Pfeife thuend, gesagt. „Er wird sich schlecht hier amusiren, Baron!"

„Das wissen Sie doch nicht, Geheimrath", fiel lächelnd der Oberst ein. „Weshalb sollte er nicht der Mann sein, Ihren bildungfördernden Umgang zu schätzen — und wenn er dazu zu sehr Barbar wäre, so wird er zum Zeitvertreib Fräulein Brigitte den Hof machen —

eine Beſchäftigung, die, wie Sie geſtehen werden, ſchon anregend zu ſchaffen machen kann!“

„Fräulein Brigitte hat einen viel zu guten Geſchmack, um ſich den Hof von ſolch einem Beau machen zu laſſen!“

„Warten wir's ab, Geheimrath, warten wir's ab“, fiel hier der Baron ein, indem er ſein Glas nahm und langſam daraus ſchlürfte. „Ich ſtehe diesmal auf der Seite des Oberſten, ausnahmsweiſe, denn gewöhnlich hat er mit ſeinen Behauptungen als boshafter Kritikaſter unrecht. Wenn mein junger Vetter von der Garde Ihnen ein moderner Menſch ſcheint, ſo ſchließt das nicht aus, daß Brigitte ihn anziehend findet. Was wollen Sie? Ein junges Mädchenherz iſt leicht erobert, das militäriſche Element iſt den Frauen gefährlich, wie der Oberſt darüber aus eigenen Erfahrungen des weitern berichten könnte; und wenn ich euch die Wahrheit geſtehen ſoll — ich hoffe, ihr verderbt mir durch Indiscretionen das Spiel nicht?“

„Spiel? Sie fädeln ein Spiel ein, Baron?“ rief der Oberſt aus.

Der Baron nickte mit ſelbſtvergnügtem Lächeln.

„Ja“, ſagte er. „Ich habe gerade deshalb dieſen Vetter Alfred von Norentin eingeladen, auf daß er Brigitte kennen lerne; er ſoll ihr den Hof machen,

ſoll ſie erobern, ſoll . . . genug, ich habe eben meine Pläne mit den jungen Leuten.“

„Von welch neuer Seite man Sie heute kennen lernt, Baron“, ſagte der Geheimrath aufhorchend. „Sie — Sie wollen eine Ehe ſtiften?“

„Weshalb nicht?“ ſagte der Baron.

„Ja, weshalb nicht“, lachte der Oberſt. „Der Baron hat ſich in ſeinem Leben ſo viel Erfahrungen darüber geſammelt, wie man es, um es zu einer Ehe zu bringen, nicht machen muß, daß er endlich wol auch verſtehen muß, wie man's macht.“

„Ich hatte eben nicht Ihre Vortheile, Oberſt, einen Rock von zweierlei Tuch und den ſchönen Schnurrbart ...“

„Was ihm doch am Ende gerade ebenſo wenig geholfen hat, als uns beiden alten Hageſtolzen geholfen worden iſt — ich denke, nicht zu unſerm Unglück!“ fiel der Geheimrath ein.

„Nicht zu unſerm Unglück?“ ſagte der Baron ſinnend. „Darüber ließe ſich viel ſagen — und ich bin deſſen doch nicht ſo ſicher wie Sie, Geheimer. — Der Menſch kann ſeinen Lebensfaden nicht verlängern, aber er kann ihn verdoppeln! Mir kommt doch oft der Gedanke, ich war ein Thor, nicht zu heirathen!“

„Wenn ſolch ein moderner Jüngling wie Ihr Vetter vor Ihnen auftaucht, wandelt Sie doch wol

kaum die Sehnſucht nach Vaterfreuden an?“ ſagte der Geheimrath.

„Ich habe das nicht behauptet — im Gegentheil. Aber ein Mann, der wie ich mit einem großen Beſitz belaſtet iſt, ſoll in ſeinen alten Tagen ruhig darüber ſein können, in weſſen Hände er ſein Gut legen kann. Das iſt's.“

„Freilich“, ſagte der Oberſt — „die Sache von dieſer Seite angeſehen, haben Sie recht — ein Landkönig wie Sie muß dem Volk ſeiner Grundholden einen Thronfolger hinterlaſſen.“

„Dafür iſt ja auch geſorgt“, meinte der Geheimrath — „es wird ſich ſchon jemand finden — ein Mann wie Sie hat Blutsfreunde genug!“

„Aus den Blutsfreunden möchte ich aber ſelber den mir convenirenden herausfinden“, verſetzte der Baron; „und Sie werden mir einräumen, daß das eine verzweifelt ſchwere und verantwortliche Sache iſt!“

Der Oberſt nickte mit einem ernſt gewordenen Geſicht dazu, der Geheimrath aber fiel ein:

„Sie denken an dieſen Vetter?“

„Das thu' ich in der That“, entgegnete mit einem tiefen Seufzer der Baron — „er und Brigitte ſind meine nächſten Blutsverwandten, auf deren Recht ich Rückſicht nehmen muß. Und daß ich ſcrupulös gewiſſen-

haft dabei bin, wird niemand verwundern. «Wer will ruhig ſterben, läßt ſein Gut den rechten Erben», heißt unſer Sprichwort — alſo, Geheimrath, machen Sie mich mit Ihrer Antipathie gegen den jungen Mann nicht irre — ich will wiſſen, was an ihm iſt!"

„Und, wenn es ſich machen läßt, ihn mit Brigitte verheirathen?"

„Dann hätte meine Seele Ruhe, ich brauchte dann keine ſchwere und ſorgenvolle Entſcheidung zwiſchen beiden zu treffen, ſie werden beide zuſammen meine Erben", verſetzte der Baron kopfnickend.

„Sind denn beide Ihnen gleich nahe verwandt?" fragte der Geheimrath.

„Gleich nahe — ganz gleich; obgleich ich nicht zu verhehlen brauche, daß Brigitte mir mehr am Herzen liegt als der Herr Vetter von der Garde. Brigitte iſt unſers Landes Kind, in unſern Anſchauungen und unſerer Art zu denken und zu fühlen aufgezogen, ich kenne ſie von klein auf, ſtehe im freundſchaftlichſten, verwandtſchaftlichſten Verkehr mit ihren Aeltern . . ."

„Iſt eine reizende und verführeriſche junge Dame, was immer auch eine empfängliche Seite bei Ihnen findet, Baron", ſchaltete der Oberſt lächelnd ein . . . „da ſtehen des Vetters Actien ungünſtig! Er ſtammt aus den Ihnen perſönlich antipathiſchen Regionen jen-

ſeit der Elbe; mit den Seinigen haben Sie, ſoviel ich weiß, nie in Verkehr geſtanden; er ſelbſt geräth hier in einen verkehrten Rahmen hinein, um ſeine Vorzüge geltend zu machen — der Aermſte! Ich ſehe, als alter Soldat werde ich ihn unter meine Flügel nehmen müſſen."

„Das wird gefährlich", ſagte der Geheimrath, „dann werden Sie als der große Genealoge, der Sie ſind, damit beginnen, dem Baron zu beweiſen, daß er ihm um einen Grad näher verwandt iſt als Fräulein Brigitte — zu ſchwindeln verſteht ihr ja alle!"

„Hat nicht Noth", fiel der Baron ein. „Ueber unſere Stammbäume laſſen wir uns kein X für ein U vormachen. Auch iſt die Sache ſehr einfach. Vor hundert Jahren gab es auf Willharing drei Kinder, einen älteſten Sohn Alhard, einen viel jüngern Burkhard und eine Tochter Allgunde. Davon ging der älteſte, der eigentlich Stammerbe war, in die weite Welt und endete in preußiſchen Kriegsdienſten; Burkhard erhielt die Güter und ſetzte die Familie hier im Lande fort, Allgunde heirathete meinen Großvater. Alhard hatte ſich ebenfalls verheirathet, er hinterließ einen Sohn Arendt, und dieſer, auch preußiſcher Offizier, iſt der Urgroßvater von Alfred von Norentin. Burkhard hinterließ einen Sohn Botho, welcher der Urgroßvater von Brigitte iſt. Daran iſt alſo nichts zu ändern, Brigitte,

die Erbin der Güter der Norentin, und Alfred, der Sohn der ausländiſch gewordenen Linie, ſind meiner Großmutter Allgund, alſo auch mir, ganz gleich nahe verwandt . . .“

„Aber mein Gott, ſo weite Verwandtſchaft kann Sie doch nicht hindern, zum Erben zu machen, wer Ihnen gefällt“, rief hier der Geheimrath aus; „um das noch Blutsverwandtſchaft zu nennen und Pflichten daraus herzuleiten, müßte man ja ein Bergſchotte ſein und mit nackten Beinen umherlaufen!“

„Oho“, fiel der Oberſt ein, „das iſt eine ſehr demokratiſche Geſinnung, Geheimrath, welche Sie da an den Tag legen — nicht einmal der richtige weſtfäliſche Bauer denkt ſo wie Sie — er hält aufs Blut!“

„Dafür iſt er ein Bauer mit engherzigen Begriffen. Von ſolchen kann ein Mann wie Sie, Baron, doch nicht ſich unterjochen laſſen — thun Sie, was das Herz Ihnen eingibt, machen Sie Brigitte zu Ihrer Erbin und ſagen Sie ſich, daß Brigitte allein als Landeskind Ihnen innerlich verwandt iſt, Brigitte allein als Landeskind auch Ihr Erbe nach Ihrem Sinne zu verwalten, es in Ehren zu halten wiſſen wird — und vor allem zu bewahren!“

„Mein lieber Geheimrath“, verſetzte nachdenklich der Baron, „ſo etwas habe ich mir längſt geſagt, —

die Sorge, daß mein gutes Vätererbe in den Händen meiner transalbingiſchen Vetterſchaft vielleicht bald zu Gott weiß welchen Juden und Roßkämmen, Wucherern, Ballerinen, mit Einem Wort «zum Teufel» wandert, liegt mir ſchwer genug auf der Seele. Bei Brigitte wäre ich vor ſolchen Dingen geſichert — aber Brigitte iſt ohnehin Erbin des Norentin'ſchen Stammvermögens; die Linie des Vetters Alfred beſitzt nichts — es iſt deshalb meine verfluchte Schuldigkeit, hier ausgleichend einzutreten und mein Vermögen dem Enterbten zu hinterlaſſen! Außerdem hat die Sache noch ihren beſondern Haken, über den ich nicht fortzukommen weiß!"

„Und das iſt?" fragte der Geheimrath.

Der Baron ſtrich ſich mit der Hand über das Geſicht; nach einer Pauſe, worin er ſeinen eben erloſchenen Meerſchaum auf den Tiſch legte, die Arme über der Bruſt verſchlang und ernſt über ſich hinauf in das von Bienen durchſummte Lindengezweige ſchaute, verſetzte er:

„Das iſt eine dunkle alte Geſchichte, über welche ich nicht ins Klare gekommen bin. Mein Vater hat mir oft davon geredet — oft genug — aber ich leichtſinniger junger Burſche habe nur mit halbem Ohre darauf hingehört und heute ſo gut wie alles vergeſſen, was er davon ſprach. Es handelte ſich um ſeltſame

verwickelte Thatſachen gewaltthätiger, ja blutiger Art, deren Folge eben geweſen war, daß nicht der älteſte Sohn auf dem Hauſe Willharing die Güter erbte, ſondern der jüngere, daß Alhard der ältere um ſein Erſtgeburtsrecht kam und in die Fremde hinauswanderte ... und, ich habe noch den Klang der ernſten Stimme meines Vaters im Ohr, wenn er ſolche Geſpräche mit der Verſicherung ſchloß, es iſt den A. Norentins eigentlich bitteres Unrecht geſchehen und die B. Norentins ſitzen mit Unrecht auf Willharing! Bin ich alſo nicht um ſo mehr gebunden, für die A. Norentins zu ſorgen?"

Die beiden Herren zur Seite des Barons antworteten auf dieſe Frage nicht, der Oberſt fiel nur ein:

„Was heißt das, die A. und die B. Norentins?"

„Gehört auch zu der alten Geſchichte", verſetzte der Baron. „Unſer Landesfürſt ſoll um eine Entſcheidung in der Sache angegangen ſein und unfähig, daraus klug zu werden, oder um ſich den Kopf darüber nicht zu zerbrechen, ausgerufen haben: Ei, wenn die Alhard'ſchen die erſte und beſte Linie ſind, ſo können ſie ſich ja immer mit A. nennen, und die Burkhard'ſchen mit B. — ſo ſoll es kommen, daß die einen alle mit A., die andern alle mit B. genannt werden — bis auf den heutigen Tag!"

„Alfred — Brigitte“ — rief der Geheimrath aus, — „daher!“

Der Baron nahm ſeinen Meerſchaum wieder auf und begann die Aſche auszuſchütten.

„Nach allem dem“, ſagte der Oberſt dazu, „iſt die Entſcheidung allerdings ſchwierig für Sie, Baron, und es bleibt freilich nichts anderes übrig, als daß der Gordiſche Knoten zerhauen wird, — indem man einen neuen knüpft, — die Redewendung iſt nicht ſehr geiſtreich, Sie brauchen mir das nicht vorzurücken, Geheimrath, ſeien Sie ſtill, Sie haben ohnehin nichts bei der Sache zu ſagen! Die Hauptrollen werden ich und Frau Bertha Frank übernehmen müſſen; ich werde meinem Lieutenant nachdruckſamſt andeuten, wo ſein wahrer Vortheil liegt, und Frau Bertha wird ſeine Verdienſte und Tugenden in Brigittens Augen ſo funkeln und leuchten laſſen, daß unſer Baron über all ſeine Scrupel hinausgehoben wird. Derſchau, unſer Monſignore, traut uns dann das Paar in der Schloßkapelle, und das Teſtament, welches dem Baron auf der Seele liegt, dieſe Erbenwahl, iſt ganz überflüſſig geworden — ſtoßen wir an auf das zukünftige Paar!“

„Wie ſchnell ſolch ein alter Cavaleriſt reitet“, entgegnete der Geheimrath — „mir aber ſoll's recht ſein!“

Er ſtieß mit dem Oberſten an, der Baron erhob ebenfalls das Glas.

In dieſem Augenblicke kam der junge Mann, auf deſſen Zukunftsglück hier angeſtoßen wurde, mit dem noch ſehr jugendlich ausſchauenden Monſignore aus dem Portal des Gebäudes geſchritten; er hatte ſeine Reiſetoilette gewechſelt, eine Erfriſchung zu ſich genommen und kam jetzt mit Derſchau, der ihm dabei Geſellſchaft geleiſtet, ſich dem Kreiſe unter der Linde anzuſchließen. Die Unterhaltung wendete ſich hier bald den Reiſeeindrücken zu, welche Alfred von Norentin erhalten hatte und die er mit einem ſcharf ironiſchen Ton, aber nicht ohne Humor wiederzugeben wußte. Und da er dabei ſich die haarſträubendſten Verſündigungen an Land und Leuten durch gänzlich verfehlte Auffaſſungen und aller frommen Biederkeit entbehrende Anſichten von dem ganzen Weſen des Landes zu Schulden kommen ließ, wurde für ihn und ſeine Belehrung ein übriges zu thun beſchloſſen. Um ihn in Landesſitten und Zuſtände einzuführen, wurden zwei Ausflüge beſchloſſen. Der eine ſollte ihn zu einem großen richtigen Bauerhofe führen, damit er deſſen Eigenthümlichkeiten kennen lerne; der andere zu einer hiſtoriſch geweihten Stätte, zu der einſam und vergeſſen von den Pfaden der Welt liegenden Grabesſtätte des großen Stammeshelden —

es war der Oberſt, der dieſen Ausflug, obwol er ein wenig weit war, vorſchlug und die Annahme des Projects durchſetzte; der Oberſt hatte ſich aus dem Cultus des großen Wittekind eine ſpecielle Aufgabe gemacht und lag im hellen Culturkampf wider Karl den Großen. Karl der Große war nach ſeiner Auffaſſung an allem Elend unſerer Geſchichte ſchuld. Die Damen Brigitte, Frau Bertha, zwei alte Stiftsdamen, des Barons Couſinen im ſiebzehnten Grade, kamen dann ebenfalls zu der Geſellſchaft unter der Linde hinzu, und nun wurden die Pläne zu den kleinen Reiſen feſtgeſtellt. Der Geheimrath wurde natürlich zum Reiſemarſchall ernannt und für den Verlauf beider Unternehmungen von vornherein ohne Gnade verantwortlich erklärt.

Als die Dunkelheit eintrat und die Geſellſchaft ſich zerſtreute, um ſich vor der Abendkühle ins Haus zurückzuziehen, ging jeder mit einem beſtimmten Eindruck, den er von dem neuen Gaſte empfangen hatte, von dannen.

„Er hat einen ſo unangenehm penetranten Odeur!“ ſagte die eine der alten Stiftsdamen.

„Dies ſchnarrende Garde-Deutſch iſt doch eine menſchenfeindliche Sprache!“ meinte die andere.

„Ich glaube, er blickt mit unendlichem Selbſtbewußtſein auf uns naive Seelen aus einer zurückgebliebenen Welt herab!“ ſagte Frau Bertha.

„Er fühlt ſich noch gar zu neu und fremd hier", war Derſchau's Urtheil — „das gibt ihm eine gewiſſe innere Unſicherheit, die er durch deſto ſchneidigeres Auftreten glaubt verbergen zu müſſen — laſſen wir ihm Zeit, ſich ein wenig heimiſch zu machen!"

„Sich hier heimiſch zu fühlen, wird er ſchwerlich je zu Stande bringen", entgegnete Brigitte gedankenvoll.

Die drei alten Herren ſagten nichts. Sie hatten Alfred von Norentin, als ſie ins Haus gingen, bei ſich behalten, um ihn zu ihrem Partner bei einer Whiſtpartie zu machen, wozu der Spieltiſch in dem geräumigen Wohnſalon im erſten Stock hergerichtet ſtand.

Die Abendkühle, welche die Geſellſchaft aus dem Schloßhofe vertrieben, war unterdeß ebenſo in das offene Fenſter des jungen Geiſtlichen in dem alten Vicariengebäude auf der Burg zu Tromberg eingezogen — nur fand ſie bei dem Vicar weniger empfindliche Nerven — er hielt die Flügel des Fenſters, an welchem er ſaß, noch immer offen, ließ den von Südoſten her über das weite, unter ihm daliegende Land daherwehenden friſchen Abendwind durch ſein Haar fahren und ſcheute auch die Fledermäuſe nicht, die von Zeit zu Zeit durch das offene Fenſter in ſein Zimmer ſchoſſen und nach einigen harten Zuſammenſtößen mit der Decke wieder hinausflüchteten. Nach und nach ent-

zündeten ſich die Sterne an dem weiten Himmelsgewölbe, welches ſich dunkel vor ihm ausſpannte — er ſchaute ſinnend zu den ſtillen Lichtern, die von einer andern Welt ſprachen, auf und nahm ſich wieder einmal vor — wie oft jetzt nicht ſchon? durch ein ernſtliches Studium der Aſtronomie ſeiner Ignoranz, die nicht vier oder fünf der aufglühenden Sternbilder zu nennen wußte, ein Ende zu machen; hätte er nur Bücher zu dieſem Zwecke gehabt; und in den Schulen, wo ſo gar keine Rede davon geweſen, die nöthige Vorbereitung empfangen; und hätte es nicht noch ſo unendlich viel anderes gegeben, in dem er ſich als Ignorant fühlte, und das ihm näher am Herzen lag! So war er nie dazu gekommen, und ob er da ganz oben wie auf einer Sternwarte wohnte und alle Himmelsbilder ihm allabendlich ins Fenſter ſchauten mit ihrem raſtloſen ewigen Geblinzel und Zucken, wußte er von Aſtronomie doch nicht viel mehr, als was Shakſpeare darüber ſagt:

Die ird'ſchen Pathen, die im Himmelsheer
Gevattern gleich jedweden Stern benennen,
Erfreun ſie ſich der hellen Nächte mehr,
Als die umhergehn und nicht einen kennen?

Er ſtrich über ſein vom Winde zerflattertes dunkelblondes Haar, ſtand plötzlich auf und ſchloß das Fen-

ſter; dann ging er von der kleinen, mit einer Stickerei geſchmückten Ecketagère — ſie war allerdings, wie Alfred von Norentin behauptet, von Fräulein Marie Gelſen hierher geſtiftet — ſeine Studirlampe zu nehmen und zu entzünden; und dann, als der Docht brannte, ſchaute er in die Flamme und ſchien ganz zu vergeſſen, daß er den Cylinder wieder darüberſetzen und die Kuppel daraufſtellen müſſe. Er ſtand und ſtarrte in das Licht — lauſchte er der tiefen Stille, die ihn umgab? Aber an ſie mußte er ja gewöhnt ſein. Und in der That, er war es. Sie hatte ihn ein wenig gequält im Anfang, als er die Stelle an der Wallfahrtskirche erhalten und nun dieſe Räume bezogen; es war im Herbſt geweſen, und wenn dann die Abende gekommen, wenn der Wind um die Strebepfeiler und Dächer der alten Bauwerke geheult, wie er ihn noch niemals zuvor hatte heulen hören; wenn plötzlich abgeriſſene Blätter und Zweige ihm ans Fenſter geworfen worden waren, wenn die Uhus aus den Schallöchern des Thurms herunter geſchrien, als ob ſie allen Jammer der Erde in einem einzigen langgezogenen Ton ausheulen wollten — dann hatte es ihm oft gegrauſt. Und da es der Menſchenſeele angeboren iſt, in den äußern Dingen nur den Rahmen oder den Boden für geiſtige zu ſehen, nur den todten Ausdruck für ein inner-

liches in ihrem Kerne Lebendiges, war ihm dann ſtets geweſen, als müſſe ſolch eine unheimliche Welt, wie ſie ihn in ſeiner tiefen Einſamkeit umgab, auch ſchaurige Geſtalten, die ſie bewohnten, erſcheinen laſſen, als müſſe auf den alten Holztreppen der ſchwere Schritt irgendeines alten Burggeſpenſtes vernehmbar werden, oder aus der Kirche her aus ſeinem Grabe einer der roſtigen Eiſenmänner zu ihm emporſteigen, die da auf eine „fröhliche Urſtänd“ ſeit ſo viel hundert Jahren harrten. Dies Gefühl und die Pein, worein es ihn verſetzte, ihn, der in einem Lande geboren war, in welchem alte Sagen und die Geſchichten dunkler Erſcheinungen mit der Muttermilch eingeſogen werden, war einmal ſo ſtark geworden, daß er aufgeſprungen war mit dem feſten Vorſatze, ihm ein gewaltſames Ende zu machen. Er war entſchloſſen, mit der Lampe in der Hand ſich ins Herz des Feindes zu wagen und in die Sakriſtei und in die Kirche hinabzuſchreiten, durch alle dunkeln Räume und Winkel zu wandern, in jede Ecke zu leuchten und ſich zu überzeugen, daß dort nichts Geheimnißvolles vor ſich gehe, nichts Schreckhaftes und Fürchterliches hinter den Rieſenpfeilern oder im Schatten der alten Monumente lauere. Er hatte in der That dieſen mannhaften Entſchluß auszuführen begonnen; er hatte den Docht ſeiner Lampe in die Höhe geſchraubt und wär

mit ihr hinausgegangen bis in den ſchmalen Gang, durch den wir ihn Alfred von Norentin in die Kirche führen ſahen. Da aber, ſo wie er ſelber über die aufkrachenden alten Bohlen ſchritt, war es ihm entgegengeſchritten gekommen — draußen auf der ſchmalen in die Sakriſtei führenden Treppe — langſam und feſt, wie ein ſchwerer Mann ſchreitet; betroffen war er ſtehen geblieben, in die dunkle Oeffnung am Ende ſtarrend, in der es nun im nächſten Augenblicke auftauchen mußte und — wie furchtbar war er erſchrocken! Ein ſchrilles Klirren, eine Exploſion, und alles war Nacht geweſen rund um ihn her! Sein Herz hatte aufgeſchlagen, ſein Arm geſchwankt, daß er kaum noch die Lampe feſtgehalten. Und nun hatte er ſich tappend den Weg in ſein Zimmer zurückgeſucht und ſich dort, als es ihm glücklich gelungen, ſich neues Licht zu machen, geſagt, daß alles ſehr natürlich zugegangen; daß die Schritte, die er vernommen, nur das Echo ſeines eigenen Schreitens geweſen ſein könnten, daß das Zerklirren und Zerſpringen ſeines Cylinders auf der Lampe einfach die Folge der Unachtſamkeit, womit er den flammenden Docht zu hoch geſchraubt — er hatte dennoch nicht die Seelenſtärke, die Probe noch einmal zu wagen. Und ſeitdem hatte er ſich ja auch gewöhnt an die Unheimlichkeiten ſeines Aufenthalts, und gute Dienſte hatte ihm

dabei ſein Sakriſtan und Organiſt geleiſtet, ein wunderlicher Philoſoph, der, gläubig wie ein Küſter, in ſeinem Glauben ſelbſt gegen alle Anwandlungen von Schreck und Grauſen den beſten Schutz fand. Herr Poll war ein bankrotter Färber aus dem Orte, hatte des Poſtens an der Wallfahrtskirche ſich bemächtigt wie weiland Papſt Calixtus des apoſtoliſchen Stuhls, durch die einſchmeichelnde Kraft ſeiner Zunge, und wußte mit dem lieben Gott, den Heiligen, dem Jenſeitigen und allem, was daraus ſtellenweiſe etwa zurückkehrte, ſo handlich und derb-natürlich umzugehen, daß es eine wahre Freude war. „Sich grauen — ſich fürchten? Ich bitte Sie, Herr Vicarius“, ſagte er — „da müßte man ohne Hirn ſein! Wenn ſo einer aus der andern Welt wiederkommt — ſie werden ihm doch da drüben keine Schelmſtücke und Bosheiten beigebracht haben, daß er mir jetzt ein Leids anthut? Iſt einer einmal weggeſtaut und untergeſchaufelt, ſo vergeht ihm ſchon die Luſt an ſchlechten Streichen, und was die Leute vom Teufel faſeln, das iſt auch dummes Zeug, der ſpukt nicht in alten Mauern, ſondern ſitzt in den Leuten ſelber! Sich grauen? Nein, das nicht! Ich bin einmal auf der Wanderſchaft nachts über weite Stoppelfelder gegangen; ich hatte mich verirrt, weil ich dachte, einen Richtweg machen zu können, wenn ich auf das Städt-

lein, wohin ich wollte, geraden Wegs losging. Nun aber war es Nacht geworden, ich ſah den Ort nicht mehr, auch keine Lichter; und ſo mußte ich wol von der geraden Richtung abgekommen ſein; da, an einer Schnat ſah ich plötzlich einen alten Mann, der, gebückt gehend, mit einem großen Schlapphut auf dem Kopf und in einem Kittel auf mich zukommt — er bewegte ſich gar wunderlich und es war auch ſolch ein Leuchten um ihn wie von faulem Holz, wiſſen Sie, und da wußte ich gleich Beſcheid und ſagte: Sieh, ſieh, müſſen wir hier an der Schnat ſpuken geh'n, — na, man weiß ſchon, weshalb, man kennt das ja — und, guter Freund, ſagt' ich, iſt das richtig hier, auf Klappersheim zu? Streckt der Alte langſam, wie ſchwerfällig den rechten Arm aus, wie ein Wegweiſer ſo gerade, aber viel mehr nach links, als ich gelaufen hin, und ſo richte ich mich denn auch gleich danach, und: «Schönen Dank», ſag' ich, und «Keine Urſach»! ſagt das Geſpenſt; und es war auch ganz richtig, nach einer Viertelſtunde ſaß ich ſchon hinter einem Schoppen in der Geſellenherberge in Klappersheim. Darum alſo nur keine Furcht, «wer thut ſpuken, hat im Kopf keine Mucken».“ — „Nun ja“, ſagte der Vicar lächelnd zu ſolchen Geſchichten, „impo=niren läßt ſich ein Kind des 19. Jahrhunderts nicht und bringt ſich auch die Geſpenſter ganz menſchlich nahe!“

Wie der Vicar heute ſo ſinnend und in tiefe Gedanken verloren daſtand, dachte er jedoch nicht an dieſe letzte und natürliche Conſequenz des Zeitgeiſtes, der das Reſpecthaben verlernt hat — er dachte an den jungen Mann, den er heute in die Kirche geführt hatte — und an noch jemand, deſſen Schickſal — der Vicar wußte es und — außer einem — er ganz allein wußte es — ſo nahe mit dem des jungen Mannes zuſammenhing.

„Nein", ſagte er endlich ſtill vor ſich hin und aus ſeinem Sinnen auffahrend — „es iſt nicht möglich!"

Dabei brachte er endlich ſeine Lampe in Ordnung und ſchritt nun langſam auf und ab.

„Solch ein Menſch", fuhr er dabei in ſeinem Selbſtgeſpräch fort, „der aus einer ganz andern Welt kommt! Aus dem Schaum der Welt! Dem unſere Heiligthümer fremd ſind, für den unſere Seele in fremden Zungen redet, der unſers Weſens ſpottet, — Hebraiis quidem scandalum, Graecis autem stultitia — der kann dem alten Baron nicht als der Mann erſcheinen, zu dem er vertrauensvoll ſprechen könnte: walte du nach mir an meiner Statt, in meinem Geiſte; liebe den Acker meiner Väter und thue Gutes denen, die auf meiner Hufe ſitzen! — Ich ſollte ihm nichts Böſes wünſchen. Er iſt unſchuldig an dem, wozu ihn der

liebe Gott — oder beſſer, der Teufel, gemacht hat. Vielleicht auch iſt er gut für ſeine Leute, von Herzen gut; auch ein braver Burſche unter ſeinen Kameraden; geradezu ein Muſtermenſch in einer Welt, die denkt, fühlt und ſich ſpreizt wie er! Aber ihm ein Erbe geben, das nicht ihm, das einem andern gehört, das wird der Baron nicht; die Vorſehung läßt eine ſolche Wendung nicht zu, die mich vor mir ſelber auf ewig zum Schuft machte! Mit welch kühlem hochmüthigem Blick er auf Marie herabſchaute — auf Marie, die . . ."

Er ſchwieg, dann ſummte er vor ſich hin:

Wir ſind ein friedlich ſtill Geſchlecht,
Mit lichtem Blick und blonden Haaren,
Doch unſers Herdes heilig Recht,
Das wiſſen kräftig wir zu wahren.

Und dann ſchlug er ein Buch auf, ſetzte ſich damit an ſeinen Tiſch und verlor ſich in ſein Studium.

Nach einer langen Pauſe hub im Thurm der Wallfahrtskirche drüben die Uhr aus und begann zu ſchlagen. Acht Schläge; ſie dröhnten mit ihrem ſchweren metallenen Klang über die nachtſchwarzen Dächer in das grauſchwarz daliegende weite Land hinab — wie eine Stimme der Zeit, die einſt dieſe Stundenwächterin da oben auf der höchſten Landeshöhe aufgeſtellt; wie eine

Stimme der verrauſchten Jahrhunderte, die nur ſtets das Eine den kommenden zu ſagen und zu wiederholen hatte, das uralte ewige Lied vom Wechſel der Stunden, vom Dahinſchwinden und Vergehen. Und wie die Klänge in Wellenſchwingungen erzitterten, ließen ſie ein anderes Geräuſch hörbar werden — es kamen erſt fern — dann näher und ſchwerer Schritte heran — durch den ſchmalen Gang, durch den Vorraum ... der Vicar aber mußte wol die abergläubiſche Beklemmung, welche ihm ſolch ein Geräuſch einmal gemacht, vollſtändig überwunden haben, denn er hob das Geſicht erſt von ſeinem Buche, als ſich die Thür öffnete und Poll, der Küſter, mit einer Laterne in der einen und einem Korbe in der andern Hand in ſein Zimmer trat.

„Bring' Ihnen da das Abendeſſen, Herr Vicar", ſagte Poll, eine ausdrucksvolle Phyſiognomie, mit beweglichen Zügen und tiefen Denkerfalten in der Stirn. „Da meine Frau einmal wieder ihr altes Leiden, die Megäre hat . . ."

„Was hat Euere Frau, Poll?" fragte Egbering.

„Megäre im Kopf hat ſie, will ſie haben, heißt das, das hänge ihr noch ſo an, ſagt ſie, von unſerm frühern Geſchäft, der Schönfärberei her, wiſſen Sie, da ſein ihr die Dünſte und der Qualm aus den Kufen zu Kopf geſtiegen — was denn ja auch wol ſein mag;

das Schönfärben ist kein gesundes Handwerk, Herr Vicar, absonderlich hierzulande nicht gedeihlich, wo die Leute nun einmal glauben, je schöner die Farbe, desto morscher der Stoff, und je lauter das Gepfeife, desto tiefer sitze einer in der Seife. Da kann denn, was ein ordentlicher Schönfärber ist, nicht aufkommen, und von all der kunstreichen Mengerei und Manscherei, die man mit den Couleuren hat, behält man nur die Megäre im Kopf."

Er hatte währenddessen ein wenig kaltes Fleisch, Brot und Bier aus seinem Korbe gelangt und auf den Tisch gestellt und fuhr nun fort:

„Die Jungfrauen-Sodalität haben Sie aber schön zusammengehetzt, Herr Vicarius; das kann eine üble Geschichte werden, daß Sie bestimmt haben, die schöne neue Muttergottes solle von dem Fräulein Gelsen in ihrem Zimmer aufbewahrt werden, während doch die Hanne und die Sanne Stentrup nun schon seit so vielen Jahren unserm lieben Herrgott die Altartücher und Alben immer umsonst gewaschen haben und die Röchel für die Meßdiener genäht und geflickt; und es auch für die Muttergottes selber als ein ordentliches Frauenzimmer wol ergötzlicher wäre, in ein fleißiges Näh- und Wäschegeschäft zu schauen als in der gelehrten Schuljungfer Bücherkram."

„Die Schuljungfer", fuhr Egbering ein wenig gereizt dazwiſchen, „wird die Statue am beſten hüten und vor Staub bewahren — in dem Qualm der Plätt- und Wäſchſtube müßte ſie", ſetzte er dann lächelnd hinzu, „ja auch endlich die «Megäre» bekommen, und wenn ich nun einmal der Präſes der Sodalität bin, ſo habe ich darüber zu beſtimmen und nicht die alten Jungfern."

„Die alten Jungfern beſtimmen aber jedermanns Leumund in der Gemeinde, Herr Vicarius."

„Mögen ſie", verſetzte der Vicarius achſelzuckend.

„Und dann, was ich ſagen wollte", fuhr der Küſter fort, „der alte Feldwebel Gelſen verlangt nach Ihnen, Herr Vicar; er iſt recht übel daran, ſein Huſten läßt ihm Tag und Nacht keine Ruhe mehr, und das wird oft ſo arg, daß es ganz erbärmlich anzuhören iſt; der Mann macht's nicht lange mehr und fühlt's wol ſelber; die Anna war da, daß ich's Ihnen ſagen möchte — Sie möchten doch noch dieſen Abend einmal —"

„Fräulein Marie iſt jetzt bei ihm!"

„Die wird freilich bei ihm ſein — ſie pflegt ihn ja in allen ihren freien Stunden. Wollen Sie zu ihm gehen, Herr Vicarius?"

„Damit die alten Jungfern Hanne und Sanne ſagen, ich ſuchte an ſeinem Krankenbette . . ."

Er vollendete nicht. Er legte die Hände auf dem

Rücken zuſammen und ging wie unruhig auf und ab. Küſter Poll beobachtete ihn eine Weile, ſchüttelte dann den Kopf, drückte den Deckel ſeines Korbes nieder und nahm ſeine Laterne auf.

„Wenn Sie gehen wollen — es iſt ſehr dunkel — ich will unten in meiner Wohnung die Laterne für Sie parat halten", ſagte er.

„Es iſt gut, Poll, ich werde ſehen!"

„Gute Nacht, Herr Vicarius."

„Gute Nacht, Poll."

Damit ging der Küſter und ließ ſeinen jungen Vorgeſetzten allein. Dieſer ging mit allen Zeichen einer heftigen innern Erregung, wie eines Kampfes mit ſich ſelber, auf und ab. Er machte endlich das Fenſter wieder auf, legte ſich hinein und ſchaute wie fragend zu den Sternen auf. Dann ſchloß er das Fenſter wieder, ſetzte ſich wie beruhigt und entſchloſſen zu ſeinem kargen Abendmahl nieder und — ließ des Küſters Laterne unten ruhig brennen.

Der Küſter, der in einem kleinen Bau ſeitwärts von der Kirche wohnte, nahm endlich die auf ſeiner Fenſterbank im Flur ſtehende Laterne ſelber auf und ſchritt damit zu dem kranken Feldwebel im Städtchen hinaus. Wenn der Vicar zu träge war, dem alten Mann das Wort Gottes und die Aufmunterung zu

bringen, welche für kranke Menſchen in der nachdrücklichen Hinweiſung auf die andere Welt und ihre Freuden liegen ſoll, ſo wollte Poll, der ſich ſolch einer geiſtlichen Aufgabe ganz ebenſo gut gewachſen fühlte, ſich ſelber den Gotteslohn verdienen. In ſeiner Stube, wo ſeine Frau im Winkel ſaß und über ihre „Megäre" ſeufzte, war ohnehin nicht viel, was ihn feſſelte; und im Gegentheil in des Feldwebels Wohnung etwas, was ihn lockte, nämlich ein abſonderlich guter Wachholder, von dem er ſicher war, daß ihn bei ſeinem Erſcheinen Fräulein Marie aus dem Wandſchrank hervorholen würde.

So ſchritt er denn dem Schein ſeiner Laterne nach über die alten Burghöfe fort und quer über den Platz vor dem großen Thorthurm; der Platz ſenkte ſich nach allen Seiten ab wie ein Höcker. In der Vertiefung links ſtand das Gebäude der Mädchenſchule, in der nach rechts ein dunkles altes Giebelhaus, in welchem Jasper Gelſen, der Feldwebel, wohnte — nach rückwärts, an der Hinterſeite — in zwei alterthümlich ausſehenden Stuben mit Kaminen und Reſten alter Glasmalereien in den Fenſtern, welche auf einen ſchönen Baumhof mit prächtigen alten Obſt- und Walnußbäumen hinausgingen.

Als der Küſter hier an die Thür gepocht und auf

ein leiſes Herein eingetreten war, fand er den alten Soldaten in ſeiner Wohnſtube am Kaminfeuer ſitzen, in einem großen bequemen Lehnſtuhl, eine hohe weiße Zipfelmütze auf dem Kopf, der derbe und tiefgefurchte Züge und einen ſehr verdroſſenen Ausdruck hatte, als er ſich dem Eintretenden zuwandte. Poll war zu ſehr Philoſoph, um einem Kranken das übel zu nehmen, doch richtete er ſeinen Gruß vorzugsweiſe an Fräulein Marie Gelſen, die an der andern Seite des Kamins ſtand und auf das Aufkochen des Waſſers in dem über das Feuer geſtellten Keſſel wartete, aus dem ſie dem kranken Oheim offenbar irgendeinen Thee bereiten wollte. Fräulein Marie wohnte drüben in ihren Zimmern in der Mädchenſchule, wo auch in ihrem ſaubern Putzſtüblein die ſchöne neue Muttergottes aufgeſtellt war, für die Zeit, in welcher man in der Kirche ohne deren Hülfe fertig wurde. In ihren freien Stunden aber pflegte ſie den breßhaften Onkel, den alten Soldaten, der von dem Bauerhofe, von welchem ſie beide ſtammten, ihr nachgezogen war in die kleine Stadt, als ſie dort die Lehrerin geworden — er hatte ja immer an der Marie ganz abſonderlich, juſt als ob ſie ſeine Tochter ſei, gehangen.

Als Küſter Poll ſeinen Abendgruß ſprach, wandte Marie halb rückwärts über die Schulter blickend ihm

das Geſicht zu und ließ ſo auf dem Hintergrunde des flackernden Feuerſcheins wie auf dem ſchönſten Goldgrund ihr Profil ſich abzeichnen; auch war dies fein und madonnenhaft genug, um ſich auf ſolch einem Hintergrund für Heiligenköpfe auszunehmen, als ſei es dafür geſchaffen. Ihre Umgebung wäre freilich nie auf den Gedanken, daß ſie wie eine Heilige ausſehen könne, gekommen, denn für ſie gab es nur lichtblonde und blauäugige Heilige, und Marie hatte ſehr reiches dunkles Haar, und ihre großen braunen Augen ſchauten auch nicht ſo in ſich gekehrt wie die einer Heiligen, ſondern ganz unbefangen und wie fragend in die Welt. Sehr, ſehr hübſch war ſie jedenfalls, und ihre ſchlanke biegſame Geſtalt mit den wohlgeformt abfallenden Schultern ſah ganz ebenſo fein und vornehm in ihrem beſcheidenen ſchwarzwollenen Kleide aus wie die ihrer Freundin Brigitte von Norentin in ihrem aufgetrimmten Modeſtoff. Was die beiden jungen Mädchen mehr als der äußere Typus unterſchied, war ihre Weiſe zu reden. Brigitte ſprach raſch, mit einer gewiſſen Beſtimmtheit und adeligen Selbſtſicherheit, wie es der verzogenen Erbin von Willharing ja nicht zu verdenken war. Marie ſprach ſchüchterner, langſamer, mit einer wie fragenden Sanftheit in dem überaus anmuthigen

Klange ihrer Stimme — es lag etwas Muſikaliſches in ihrem Weſen und Bewegen.

„Ihr ſeid's, Poll", ſagte der alte Soldat offenbar mismuthig. „Als es klopfte, dacht' ich, der Vicarius ſei's geweſen! Kommt er denn nicht? Weshalb kommt er nicht, wenn ein krankes Menſchenkind ihn rufen läßt?"

„Ich kann nicht dafür, Gelſen, daß er lieber über ſeinen Büchern hockt als herkommt", verſetzte Poll, ſich ohne weitere Aufforderung einen Stuhl ans Feuer ſchiebend — ans Feuer ſetzt ſich der richtige Autochthone auch in den Hundstagen. „Ich hab's ihm geſagt, daß Ihr mit ihm discuriren möchtet, und da ich ſah, daß er keine Luſt hatte, ſo ging ich ſelber zu Euch hinüber, im Gedanken, daß Euch zu einem kleinen Discurs ein Küſter, der kommt, lieber ſei als ein Vicar, der nicht kommt."

„Nun ja", entgegnete Gelſen, „wenn ich hätte über Küſtereiſachen oder dergleichen reden wollen."

„Was wollt Ihr", ſagte Poll und zog eine kleine kurze Maſerpfeife aus ſeiner Bruſttaſche hervor, die er doch ſofort beinahe erſchrocken wieder einſteckte, als die junge Lehrerin ihm durch eine Berührung des Armes die ſtille Andeutung gab, daß man in einem Krankenzimmer nicht rauchen dürfe . . . „was wollt Ihr, Jasper — Küſtereiſachen! Als ob es auf die

weniger ankäme als auf Vicareiſachen! Jedes Ding, wißt Ihr, muß man vornehmlich von der Hinterſeite betrachten, wenn man will dahinterkommen; und wenn Ihr das Kirchenwerk von der Hinterſeite betrachtet, ſo müßt Ihr bald gewahr werden, daß der Küſter dabei ſo viel zu bedeuten hat als der Paſtor oder Vicarius; denn warum? Der Vicarius hat für den Glauben zu ſorgen und der Küſter für die guten Werke; er muß die Glocken läuten, die Heiligen abputzen, für das Weihwaſſer ſorgen und mit dem Klingelbeutel die Almoſen zuſammenbringen; was denn alles doch wahrhaftig viel mehr auf ſich hat, als den Leuten den Glauben zu beſorgen, den ſie ja längſt haben, und in guter Ordnung halten, wie es der Schulmeiſter ihnen ſchon beigebracht hat. Der Papſt hätte auch ſchon längſt ein Einſehen haben müſſen und ſagen: da unſere Seligkeit durch den Glauben und die guten Werke erworben wird, ſo halte ein frommes Menſchenkind ſich an den Pfarrer und den Küſter gleichermaßen ..."

„Ihr ſeid ein alter Hanswurſt, Poll", unterbrach der Kranke ſtirnrunzelnd und ins Feuer ſpuckend den Redenden — „und Euer altes Handwerk, die Schönfärberei, verſteht Ihr immer noch, wenn's auch nur iſt, um Euern faulen Küſterdienſt den Leuten in die Augen gleißen zu machen!"

Er huſtete ein paarmal ſchwer auf, daß ihm der Zipfel ſeiner Mütze über das Geſicht fiel und Marie herbeikam, ihm den Rücken zu halten; dann Athem ſchöpfend, ſagte er:

„Habt Ihr den jungen Menſchen geſehen, Poll?“

„Den jungen Menſchen? Welchen?“ fragte der Küſter.

„Der heut am Nachmittag oben im Burggarten war — und bei dem Vicarius ...“

„Nein“, ſagte Poll, „habe auch von einem ſolchen nichts gehört.“

„Er meint einen Herrn von Norentin“, erklärte Marie hier, „dem der Vicar die Kirche gezeigt hat — ich habe ihm davon erzählt und das geht dem guten Onkel im Kopfe herum, weil er in ſeinen jüngern Jahren bei der Compagnie eines Hauptmanns von Norentin da oben an der polniſchen Grenze irgendwo geſtanden hat.

„So ſo“, verſetzte Poll, „Leute, die Norentin heißen, haben wir aber ja auch im Lande, und das ſchöne Edelfräulein, das zum Herrn Vicar zu kommen pflegt, heißt ja auch ſo?“

„Dieſer Herr von Norentin kam aber aus Berlin, und der Onkel ſagt, er müſſe ein Sohn ſeines alten Hauptmanns ſein ... nicht wahr, Oheim?“

„Des Hauptmanns ...“, antwortete mit einem, eigenthümlich wenig Wohlwollen für den Sohn wie für seinen Vater ausdrückenden, wie Hohn aussehenden Zucken der Mundwinkel der alte Soldat ... „des Hauptmanns, der jetzt sicherlich längst Major oder Oberst oder noch mehr ist“, fügte er dann, in die Flamme des Herdes starrend, hinzu. „Und der Sohn ist Lieutenant ... Premierlieutenant ... bei den Gardekürassieren, will sie verstanden haben ... hat er wirklich bei den Gardekürassieren gesagt, Marie?“

„So habe ich verstanden, Oheim“, versetzte Marie.

Jasper schlug beide Hände auf seine Knie — es war wie eine Bewegung des Erstaunens über solch eine Thatsache.

„Nun, dabei ist doch nichts Wunderbares, Jasper?“ sagte der Küster.

„Wunderbares?“ versetzte wie aus seinen Gedanken auffahrend und plötzlich zornig der alte Soldat, „Wunderbares? Wer sagt das?“

„Ich meine nur; Ihr thatet so, als sei's was Großes!“

Jasper Gelsen wandte das Gesicht, das eben so zornig dem Küster zugewandt gewesen, wieder der Flamme zu.

„Nein, dabei ist nichts Wunderbares“, fuhr er ruhiger fort. „Aber wenn man, wie ich, solch einen Jungen

hat geboren ſehen — denn das hab' ich — vor mehr als zwanzig Jahren — in Soſtrowko — dem gottverfluchten Polenneſt — da iſt er geboren — und wenn man hört, daß er ein großer ſchöner Mann iſt und in der Welt herumſtolzirt wie ein . . . Prinz . . ."

Gelſen vollendete nicht. Er legte ſich mit einem leiſen Aufſtöhnen, als ob er einen Schmerz in der Bruſt empfände, in ſeinen Seſſel zurück.

Marie beobachtete ihn mit theilnehmenden Blicken, wußte aber längſt, daß eine Frage, ob er ſich leidend fühle, ihn nur reize. Poll fragte ſtatt deſſen:

„Wie kamt Ihr denn eigentlich dahin, Jasper, ſo weit dahinten hinein?"

„Wie das einem Soldaten ſo geht", antwortete Jasper. „Als ich dienen mußte, nahmen ſie mich zur Garde. Und darüber war auf unſerm Hof großes Gejammer, daß ich nicht zu unſern Landeskindern ſollte, ſondern nach Berlin, mitten in die Gottloſigkeit hinein. Mir aber gefiel es ſchon, daß ich die Welt zu ſehen bekam, und bald, da ging es mir bei dem Corps ganz abſonderlich gut. Denn wir hatten da im Regiment einen alten Major von Norentin, der ließ mich eines Tages ganz unvermuthet bei ſich eintreten und fragte, ob ich Gelſen hieße und vom Gelſenhofe ſtamme . . . der Gelſenhof habe in alten Zeiten ſeiner Familie gehört, wes-

halb ihn das nun zu wiſſen verlange. Ich ſagte ihm darauf, daß ich vom Sevendonkhof ſei und auch danach heiße, aber mich Gelſen ſchreibe wie mein Großvater, Jasper Gelſen, der auf dem Gelſenhofe geboren ſei und dann ſich auf unſer jetziges Erbe verheirathet habe. Damit war er nun ganz zufrieden, und nach einiger Zeit nahm er mich als Burſchen zu ſich, und wenn er dann nichts weiter zu thun hatte, ſo mußte ich in ſeine Stube kommen und dann fragte er die Kreuz und die Quere nach allen Dingen hier im Lande; er wußte auch über alles Beſcheid, und wenn er ſo recht ins Discuriren gekommen und von allerlei alten Geſchichten, die hier im Lande vorgefallen, oder auch von Schweinemaſt und von Fohlenzucht und Baumzucht ins Schwatzen gerathen, dann vergaß er offenbar, daß ich ein gemeiner Soldat und ſein Burſche war; dann gab er mir eine Cigarre zu rauchen und ließ mich mit ihm ſeinen alten Kornbranntwein trinken. Sonſt aber war er ein ſchlimmer Herr, ſo borſtig war ſein Schnurrbart, der ihm wie einem wilden Kater ſtand, und einen armen Teufel drei Tage auf die Latten zu ſchicken — damals hatten ſie noch die Latten — daraus machte er ſich gar nichts. Auch war das ganze Bataillon ihm aufſäſſig, und hätten wir marſchiren müſſen und wären ins Feuer gekommen, Major Arnold von Norentin hätte wol gar

ſeine blaue Bohne bekommen, aber nicht von vorn, ſondern von hinten her. So aber war Frieden, und ich hatte bei ihm gute Tage; und das rührt einen Menſchen nun, wenn einer, der gegen alle andern ſcharf und boshaftig iſt, gegen ihn allein gut iſt; auch konnte der Major aus mir machen, was er wollte; er redete mir zu, beim Militär zu bleiben und wenn meine drei Dienſtjahre herum ſeien, ſtatt nach Hauſe zu gehen und mit der Miſtforke zu hantieren und Dünger aufzuladen, als Unteroffizier fortzudienen. Und ſo blieb ich denn, und er ſorgte ſchon dafür, daß ich weiter kam; endlich machten ſie ſogar einen Feldwebel aus mir, aber nicht bei der Garde; ich kam nach Poſen, in ein Regiment, in dem der Sohn des Majors als Hauptmann ſtand und zu deſſen Compagnie; ja, dahin kam ich, nach Poſen, und dann ſpäter mußten wir ausrücken, in die Grenzgegenden, gegen die Polen da herum . . ."

Jasper Gelſen hatte die letzten Worte langſamer geſprochen, und er ſchwieg jetzt, ſeine zwinkernden Blicke auf das Feuer richtend, ganz, als ob er ſich in Erinnerungen verlöre. Marie Gelſen war während der Erzählung gegangen und hatte im Wandſchrank für Poll ein kleines Glas, das ſie ihm jetzt brachte, mit einer klaren, gelben Flüſſigkeit gefüllt.

„Und ſo kamt Ihr nach — wie heißt der Platz? — und das war ein ſo gottverfluchtes Neſt?“ fragte Poll mit Behagen trinkend.

Marie Gelſen legte ihm flüchtig die Hand auf die Schulter.

„Schweigt ſtill davon“, flüſterte ſie ihm zu — „laßt ihn nicht weiter ſprechen; es regt ihn ſo auf; als ich ihm heut von dem Herrn von Norentin erzählte, gerieth er ſchon in eine Aufregung, daß ihm der Schweiß auf die Stirn trat; und dann wollte er durchaus, daß der Vicarius ihn beſuche; und das Warten auf dieſen hat ihm auch nicht wohlgethan — wie wird da die Nacht werden?“

„Was liegt ihm denn nur an den fremden Leuten, von denen er ja doch nichts mehr hat?“ flüſterte Poll zurück.

Marie fand wol überflüſſig, dieſe Frage des Küſters durch eine Hinweiſung auf die ſeltſame Schwäche des menſchlichen Gemüths, Erinnerungen an alte Bekannte warm zu halten und dankbar für einſt empfangene Wohlthaten zu ſein, zu beantworten.

Sie nahm den fertig gewordenen Bruſtthee vom Feuer, um ihn dem Kranken einzuſchenken, und Poll, der, wenn er weder rauchen noch auch reden ſollte, jetzt, wo er ſein Deputat hatte, die Behaglichkeit nicht

ſo groß fand, um ſich von ihr noch länger feſſeln zu laſſen, trank ſeinen Wachholder aus und nahm ſeine Laterne wieder auf.

„So will ich denn gehen“, ſagte er, während er ſie anzündete, „und ſchauen, was bei uns daheim die Megäre macht. Gute Nacht, Jasper. Gute Nacht, Fräulein Marie.“

Damit ging Poll. Im Vorhauſe zündete er ſeine Pfeife an, und während er in den Bering der alten Burgtrümmer zurückſchritt, ſagte er ſich:

„Dieſer alte Jasper iſt ein wunderlich verſchmitzter Kerl; war immer das richtige Bauernblut, ſo ſchlau ſpeculativ wie ein Roßkamm; und wenn ihm das ſo ins Geblüt fährt, daß einer von ſeinen alten Herrſchaften da drüben im Lande hierher gekommen iſt, ſo will ich wetten, er hat von alters her noch ein Item bei ihnen in Rechnung! Aber wer geht denn da noch um die Ecke der Mädchenſchule herum? Wenn's hellerer Mondſchein wäre, würde ich ſagen, es ſei der alte Stoffer, die krumme Hopfenſtange, die einmal wieder um einer Vorgeſchichte willen auf den Beinen ſei. Nun, daß ſie den Jasper über nicht lange hinaustragen, das kann er auch ohne in den Mondſchein hinaus zu brauchen den Leuten «wicken»!“

Drittes Kapitel.

Worin der Oberſt eine Rede hält, und man aus dem Helden der Geſchichte nicht klug wird.

Es hätte eigentlich nicht gar ſchwer fallen können, ſich auf Haus Bellersheim ſchnell heimiſch zu fühlen. In dem Kreiſe, der ſich um den alten Baron geſchloſſen hatte, herrſchten Formen des Verkehrs, wie ſie eben bei Leuten von Geiſt und Bildung geltend werden und Menſchen ſie ſich geläufig machen, welche, einfache und wahre Naturen, allem und jedem, was wie Phraſe, wie gehaltloſe Redensart, wie bloßes „Compliment" ausſieht, gründlich abhold ſind. Man nannte das Haus nicht ein „Schloß", und Fräulein Brigitte nicht „Baroneſſe", und wenn man den alten Freiherrn nicht mit dem landesüblichen: Herr von Bellersheim, ſondern mit dem im Lande ſonſt ungebräuchlichen „Baron" anredete, ſo geſchah dies nur, weil er ſo löwenmähnig-baronenhaft ausſah. Hinter dem Hauſe breitete ſich kein „Park" aus, ſondern ein „Garten"

mit ſchönen alten Taxushecken, an den ſich ein „Buſch“ ſchloß, ein großer und ſchöner Laubwald. Auch ſprach der Baron nie von „ſeinen Gütern“, er nannte das beſcheiden ſeine „Kotten“. Und wie in den Ausdrücken herrſchte in dem Weſen der Geſellſchaft jene unbefangene, den Schein verachtende Schlichtheit, die in hohem Grade wohlthuend hätte auf jemand wirken müſſen, der eben aus den Kreiſen einer modernen Welt kam, in welcher der Schein gilt, in welcher jeder auf ſein Haupt den Luſtre niederleuchten zu laſſen ſtrebt, den Titel, große Namen und erlauchte Bekanntſchaften geben.

Und dennoch ſchien Alfred von Norentin ſich in dieſen unbefangenen und heiter-gemüthlichen Ton ſchwer zu finden; er blieb die nächſten Tage hindurch förmlich, zugeknöpft, kühl beobachtend. Wenn die alten Herren ſich mit Clemens von Derſchau, dem Monſignore, und einem jungen Juſtizbeamten, Herrn Frank, der mit ſeiner liebenswürdigen jungen Frau, Bertha Frank, zum Beſuch auf Bellersheim war, nachmittags unter der alten Linde im Hofe zuſammenfanden, bedurfte es ſtets der beſondern Einladung des Barons, den ſich iſolirenden jungen Herrn herbeizuziehen. Langweilte er ſich mit einem verwöhnten Bedürfniß nach geiſtreicher Unterhaltung in dieſem Kreiſe? Vielleicht ...

vielleicht weckte dieſer auch nur einen ſtillen Widerſpruchsgeiſt in ihm. Denn die Mitglieder deſſelben zeigten ſich ſämmtlich mit außerordentlichem Eifer befliſſen, um, jedes von ſeinem Standpunkte aus, ihm die richtigen Lichter über des Landes Art und Sitte anzuzünden und ihm alle „berechtigten Eigenthümlichkeiten“ deſſelben von ihrer achtunggebietenden Seite zu zeigen. Aber — vielleicht lag es daran, daß in ihm das Organ der Ehrfurcht nicht ſtark ausgebildet war, vielleicht an mitgebrachten Vorurtheilen — ſie erfreuten ſich, wie es ſchien, keines großen Erfolges dabei. Er hörte ihnen zu mit der Höflichkeit eines wohlerzogenen Mannes, ſchwieg und lächelte mit einer kühlen Bereitwilligkeit, alles zuzugeſtehen, die doch nichts zugeſtand.

Was die Erſcheinung Brigittens anging, ſo war es offenbar, daß er ſich für ſie intereſſirte. Er unterhielt ſich mehr als mit irgendjemand mit ihr, folgte, wenn er ſich unbeobachtet glaubte, ihren Bewegungen mit den Augen, und machte ihr mit einer etwas ſteifen Galanterie den Hof, die nur, wenn auch ſie ihm gegenüber gar zu belehrſam wurde, in eine ein wenig ironiſch angehauchte Zuvorkommenheit gegen ihre Anſichten und Behauptungen überging.

Viele Stunden brachte er in der Bibliothek des Barons zu, und hier begegnete er ſich wiederholt mit

Otto Frank, dem Juriſten. Der junge Mann ſchien ihm vor den andern zu gefallen; er ſuchte ihn nach einigen Tagen auch wiederholt in ſeinem Zimmer auf; eines ſchönen Abends, als er unter der Kaffeelinde wieder außerordentlich viel von alten Landesbräuchen, Romantik, dem Charakter und den Tugenden des Stammes angehört hatte, ſchob er beim Aufbruch ſeinen Arm unter den Otto Frank's und ſagte:

„Nehmen Sie mich mit in Ihr Zimmer, wo man ſich ein wenig abſpannen, gemüthlich eine Cigarre rauchen — und bei einem harmloſen Geplauder mit Ihnen die Schulmeiſterei zu allen Teufeln wünſchen kann!"

„Die Schulmeiſterei?" fragte Frank.

„Nun ja, ſo ſagte ich. Glauben Sie denn, daß ich die nicht merke? Daß ich nicht herausfühle, wie man mich beobachtet? Wie man ſehen will, ob ich noch die Fähigkeit habe, mir von den Herrlichkeiten dieſes gelobten Landes imponiren zu laſſen? Oder ob ich ſchon ein ſo völlig verdorbener Menſch bin, daß meine Seele der Ehrfurcht vor alledem völlig unzugänglich iſt? Wie der eine dieſes, der andere jenes Thema anſchlägt, nur um zu ſehen, welche Miene ich dazu mache und welches Glaubensbekenntniß ich dabei abgebe?"

Es lag nahe, hier zu fragen: Wähnen Sie denn, Vortrefflichſter, Sie ſeien ſo ſehr der Mittelpunkt der Geſellſchaft? Otto Frank begnügte ſich damit, dies zu denken, und antwortete nur:

„Das kann Ihnen doch nur ſchmeichelhaft ſein — es beweiſt, wie großen Werth man darauf legt, Sie auch innerlich dieſem Lande gewonnen zu ſehen.“

„Auch innerlich? Bin ich ihm denn äußerlich ſchon verfallen?“

„Nun — ich denke“, verſetzte Otto Frank zögernd. . . . . „Ihre Blutsverwandtſchaft mit dem letzten Bellersheim und deſſen Wunſch, ſein Erbe in männliche Hände übergehen zu ſehen . . .“

„Ach bah“, fiel Alfred von Norentin ein, „von dieſem Wunſch iſt nicht viel zu reden! Um Ihnen ganz offen meine Ueberzeugung zu ſagen und um ein wenig meinem Herzen Luft zu machen — wenn man ſo plötzlich in eine ganz andere Welt verſchlagen iſt, fühlt man mitunter ſolch ein Bedürfniß über ſich kommen — ſpiele ich hier eine ganz demüthigende Rolle. Der gute alte Herr hat eigentlich den Wunſch, dem Fräulein Brigitte, die er kennt, die ein Landeskind iſt, die alle ſeine Anſchauungen und ſeine Art zu fühlen theilt, ſein Erbe zu vermachen. Es iſt ihm nur dabei ſtörend, daß Brigitten bereits ein reiches Erbe geſichert iſt und

ich nichts weniger als in dieſer angenehmen Situation bin; daß ich als Mann doch der ganzen Welt als zu bevorzugender Nachfolger erſcheinen muß. Das macht ihm Scrupel, und um über dieſe Scrupel hinwegzukommen, hat man mich kommen laſſen, um einmal zu ſehen, weß Geiſtes Kind ich bin, mit dem geheimen, vielleicht halb unbewußten Wunſch, daß ich mich recht gründlich blamire und unangenehm mache, damit man mit beſtem Gewiſſen mich heimſenden kann."

Otto Frank ſah, daß Norentin ein ſchärferer Beobachter war, als er ihm zugetraut; ob er recht beobachtet hatte, davon hatte er freilich keine Ahnung, und ſo wußte er nicht, was antworten, bis er nach einer Pauſe ſagte:

„Was Sie eben behaupteten, lautet doch ſehr mistrauiſch; viel näher läge alsdann doch, der Baron habe Ihre Anweſenheit hier gewünſcht, in der Hoffnung, daß Sie und Fräulein Brigitte einander gefallen würden, und jedes Dilemma der angedeuteten Art alsdann für ihn aufhörte!"

Norentin ſchüttelte den Kopf. Mit einem ſarkaſtiſchen Lächeln ſetzte er hinzu:

„Dieſe Hoffnung dürfte ihm dann bald ſchwinden."

„Fräulein Brigitte misfällt Ihnen?"

„Sie erfüllt mich im Gegentheil mit einem Gefühle

ſo unermeßlicher Hochachtung, daß von Gefallen oder Misfallen gar keine Rede ſein kann. So hohe Geſtirne wandeln über unſern armen dummen Köpfen in unermeßlicher Höhe — und wir, wir laſſen ſie wandeln.“

„Wie ironiſch Sie das ſagen! Und Sie thun ihr unrecht, denk' ich. Auch die glänzendſten Sterne dieſer Art bekommen, wenn man ſie mit dem rechten achromatiſchen Glaſe betrachtet, ein ſchlichtes gutes Mädchenangeſicht!“

„Möglich“, anwortete Alfred Norentin kühl; „aber ich bin kein achromatiſcher Glasſchleifer! Im übrigen hat mir Fräulein Brigitte auch heute eine Lehre gegeben, welche ich in einem feinen Herzen bewahren werde. Sie hat mir ihre Bauern gerühmt, weil ſie Menſchen ſeien, die nur durch das, was ſie haben, gelten wollten, abſolut keine Streber ſeien und ihre Ehre nicht in äußerlichen Dingen ſuchten. Sie müſſen eingeſtehen, daß einem alten Herrn den Hof zu machen um ſeiner Nachlaſſenſchaft willen, und einer reichen Erbin gefallen zu wollen um ihrer Mitgift willen, doch auch ein Streben nach äußerlichen Dingen wäre, was ſich mit der wahren Ehre nicht verträgt.“

„Hat Fräulein Brigitte das geſagt?“

Alfred Norentin nickte blos.

„Dann hat ſie dabei doch vergeſſen, daß unſere

Bauern ſehr ſelten anders als um der Mitgift willen freien . . .“

Und Brigittens Bemerkung ſchien auf Alfred Norentin denn auch weiter keinen Eindruck gemacht zu haben. Er blieb bei ſeiner kühl höflichen Zuvorkommenheit für alle, behandelte den Hausherrn mit einer ehrfürchtigen Rückſichtnahme, und blieb auch gegen Brigitte von gleicher Befliſſenheit. Er ſchien offenbar bemüht, niemand den Gefallen, ihn unangenehm finden zu dürfen, erweiſen zu wollen. Sogar dem Baron ſich nützlich zu machen, zeigte er ſich beſtrebt; er beſchäftigte ſich mit den Pferden des Barons, deren landesübliche Lebensbedingungen er ſeiner kritiſchen Beobachtung unterwarf und deren Behandlung er überwachte; für Brigittens Eſel ward er geradezu zum Wohlthäter, indem er eine angehende Hufkrankheit des Thieres entdeckte und in die Cur nahm. Hatte er dabei in den erſten Tagen das Stallgeſinde mit einem ſchneidend gebieteriſchen Tone angefahren, ſo hatte eine Andeutung des Oberſten, der ſich dem Lieutenant gegenüber am erſten eine ſolche Bemerkung erlauben durfte, genügt, ihn begreifen zu laſſen, daß man die Leute hier im Weſten nicht behandeln dürfe, wie man's im Oſten gewohnt ſei; und ſeitdem kleidete er jeden Auftrag an einen der dienſtbaren Geiſter in die Form einer

ironiſch übertriebenen Höflichkeit, die freilich die Leute wieder argwöhniſch verſtockt gegen ihn machte. Der Baron erwärmte ſich dabei gegen den ausländiſchen Vetter am Ende doch mehr und mehr — er war ſo gutmüthig, der alte Herr, und ſein inneres Wohlwollen gegen jedermann bedurfte ſo wenig, um ſich ihm theilnahmsvoll zugeneigt zu fühlen. Fräulein Brigitte aber ſchien ſchwerer zu gewinnen; ſie zeigte ſich in den meiſten Dingen geneigt, dem Vetter Widerpart zu halten, und erwiderte ſeine Aufmerkſamkeiten gegen ſie mit einer immer größern hochmüthigen Kälte.

„Sie behandeln Ihren Vetter eben nicht ſehr gnädig“, ſagte ihr deshalb eines Tages Frau Bertha Frank, als ſie zuſammen an einer Taxuswand im Garten auf- und abſchritten.

„Finden Sie? Er gefällt mir eben nicht!“

„Leider — ſehr zum Kummer des guten Barons, fürchte ich, deſſen Wünſche Sie wol ahnen!“

„Der Kummer des guten Barons ſchmerzt mich, aber ich kann nichts dawider thun. Unſere ganze gegenſeitige Lage iſt auch ſo peinlich. Dieſe Wettbewerbung um die Gunſt und — das Erbe des Barons, zu der wir von unſern Aeltern hierher geſandt ſind! Ich bitte Sie, Bertha, gibt es etwas Demüthigenderes? Was kann ich thun, um auszudrücken, daß ich weder das

Erbe noch den Vetter will? Sie beide schlecht behandeln, den einen wie den andern? Der Baron aber ist ein alter, rührend gutmüthiger Herr, den es unmöglich ist, schlecht zu behandeln. Da bleibt denn nur der Vetter übrig, um seine Verstimmung an ihm auszulassen! Verdient er es nicht auch? Welche Rolle ist das, die er hier spielt — wie schmählich, so offenbar herzukommen, um sich ein Erbe und eine reiche Braut zu gewinnen, und mit der größten Ruchlosigkeit darauf hin mir ganz offen den Hof zu machen! Wie niedrig muß man dazu denken — und — was glaubt er von mir? Hält er mich für so dumm, nicht zu wissen, daß sein Hofmachen blos der Erbin gilt?"

„Es ist wahr, Ihre gegenseitige Situation ist von eigenthümlich zarter Art. Wenn Sie aber diese Situation vergäßen und unbefangen seine guten Eigenschaften zu würdigen suchten . . ."

„Seine guten Eigenschaften! Trauen Sie diesen denn? Er hat alles Interesse, sich nur von einer liebenswürdigen Seite zu zeigen, — was aber darunter in der Tiefe des Charakters liegt, schimmert für mich deutlich genug durch, die schneidend hochfahrende Natur, die ihn als Mann einer armen Frau gegenüber zum unerträglichen Tyrannen machen würde!"

„Wie ſchwarz Sie ſehen! Was iſt dann aber zu machen?“

„Nichts!“ fiel Brigitte ein. „Höchſtens, daß Sie, liebe Bertha, die Sie ſo viel über den Baron vermögen, dieſen dazu beſtimmten, ſich über ſeine Erbſchaft zu entſchließen. Ihm misfällt ja offenbar der Vetter Alfred nicht. Ich, was mich angeht, bin ja durch meiner Aeltern Vermögen ſo überflüſſig reich, ſo für alle Zukunft geſichert. Wenn meine Aeltern nicht wären, würde ich dem Vetter Bellersheim längſt geſagt haben, daß ich mich für ſeinen Nachlaß aufs ſchönſte bedanke!“

„In dieſer Art zu fühlen kann ich Ihnen nur recht geben, Brigitte; aber des Barons Bedenken werden ſo leicht nicht beruhigt ſein, wenn er auf die Hoffnung verzichten muß, Sie und den Vetter verbunden zu ſehen. Er ſieht nun einmal in Ihnen eine Gewähr für die Zukunft ſeiner Güter — er fürchtet, der Vetter, als alleiniger Herr darüber, werde ſie verkaufen, an die Juden bringen, in der Hauptſtadt vergeuden oder im beſten Fall mit großen Beſitzungen im Oſten vertauſchen, wo Gutsbeſitzer ja eine ſo ganz andere Rolle ſpielen . . .“

„Und ſo müſſen wir denn den Dingen ihren Lauf laſſen“, ſagte achſelzuckend Brigitte; „ein armes Mäd-

chen wie ich, auf deſſen Willen höchſtens dann, wenn es «Nein» ſagt — gottlob! — gehört wird, kann nichts daran ändern!“ —

Am Abende dieſes Tages, der von ungewöhnlicher Schönheit geweſen war, kam der Oberſt auf ſeinen frühern, bereits zum Beſchluſſe erhobenen Vorſchlag zurück, dem Vetter Norentin die Grabkirche des alten Stammhelden zu zeigen, die ja nahe genug lag, um ſie an Einem Tage erreichen und vor Nacht von daher zurückkehren zu können. Der Geheimrath ſchüttelte den Kopf dazu, weil die Tour zu anſtrengend ſei, und man am Grabe Wittekind's von dem Oberſten werde eine poſthume Trauerrede anhören müſſen, die mit noch größerer Ermüdung bedrohe. Der Baron meinte, man könne ja dem Oberſten das Gelübde des Schweigens abnehmen; Brigitte ſchlug als ein milderes Schutzmittel vor, ihm das Gelübde abzunehmen, die Rede erſt im Wagen auf der Rückfahrt halten zu wollen ...“

„Wo alles ermüdet im Halbſchlummer nickt“, fiel der Oberſt ein; „ich danke und leiſte dem Baron lieber das gewünſchte Gelübde, voll Verachtung gegen ein ſo entartetes Enkelgeſchlecht, das ſich ſträubt, den Preis ſeines Nationalhelden anzuhören.“

„Würden Sie die Rede halten, wenn Sie ganz

allein mich zu Ihrem Zuhörer hätten, Herr Oberſt?“ fragte hier Alfred.

„Wenn Sie nachher mir ſkeptiſche Einwürfe machen und mir mein Thema ironiſiren wollen, mein beſter Norentin“, verſetzte der Oberſt, „dann nicht!“

„Ich würde Ihnen mit dem aufrichtigſten Verlangen, mich belehren zu laſſen, zuhören!“

„Das iſt löblich und Sie, Sie ganz allein ſollen dann hören, was ich über einen völlig falſch beurtheilten Mann, der zu den allergrößten der Weltgeſchichte gehört, zu ſagen habe“, entgegnete der Oberſt. „Alſo — auf nach Valencia — Geheimrath, Sie ſind überſtimmt und haben nur noch die Obliegenheit, als umſichtiger Reiſemarſchall für die Verpflegung der hohen Herrſchaften zu ſorgen.“ Sölch eine Thätigkeit gehörte denn nun allerdings wieder zu des Geheimraths Liebhabereien, und in der Ueberzeugung, daß von ihm für alles aufs beſte geſorgt ſei, konnte man am andern Morgen ſich in die zwei für die Ausfahrt bereit ſtehenden Wagen unterbringen. Aber leider verſprach der Tag nicht ſo ſonnig und hell zu werden, wie der geſtrige geweſen; ein kühler Wind ſtrich in der Morgenfrühe über die jungen Saaten hin, durch welche man fuhr, und rauſchte in den Wipfeln der Eichen, welche am Wege auf den Wallhecken ſtanden.

„Das Wetter iſt ganz das paſſende für die Scenerie, welche uns erwartet", ſagte der Oberſt, — „nur noch ein wenig mehr Wolken am Himmel, die Sonne noch ein wenig mehr a Dissolving view und dazu aus den Wieſengründen aufquellende Nebel — und wir hätten das richtige weſtfäliſche Wetter, das jeder ſich auf Stimmung verſtehende Maler um die alte Grabkirche Wittekind's, wenn er ſie darſtellte, legen würde!"

Als Alfred Norentin dieſe Grabkirche endlich nach langem Fahren erblickte, konnte er darin dem Oberſten nur recht geben. In einer hügeligen, reizloſen Gegend lag ſie, inmitten eines Dorfes, doch iſolirt auf einer Erdanſchwellung; der altersgraue, ungefüge Thurm an ihrem Ende, ein wenig von ihr getrennt. Während man ſich ihr näherte, ſuchte der Baron unter den in Geſichtsweite liegenden großen Bauerhöfen diejenigen zu erkennen, welche „Sattelhöfe" waren — Höfe, auf welchen die Saalgenoſſen und Gefolgsleute Wittekind's ſaßen, und von denen ſo viele Sagen noch heute im Volksmunde ſind; Höfe, die mancherlei altes Vorrecht und alten Brauch ſich erhalten haben, deren „Meyer" die höchſte Bauernariſtokratie Deutſchlands darſtellen. Deß zum Zeichen führt man, wenn ſie geſtorben, heute noch hinter ihrem Sarge das hinkende Roß, wie hinter der Leiche von ritterlichen Männern.

„Ihre Väter waren eben Wittekind's Gardekürassiere, aber stark, fürcht' ich, ins Plattdeutsche übersetzt!" sagte mit einem neckenden Ton, Alfred anschauend, Brigitte.

Alfred schien sehr in Gedanken verloren die Scenerie in sich aufzunehmen.

„Was denken Sie?" fragte Brigitte — „sicherlich, daß dies Dorf doch ein merkwürdig heruntergekommener Rest der großen Stadt, die sich einst hier um die Burg des Helden erhoben haben soll, und daß dies Kirchlein ein schlechtes Zeugniß für westfälischen Heroencultus ist . . ."

„Das ist es in der That", rief der Oberst aus. „Vielleicht, wenn der Böhme Karl IV. nicht einmal in diese Gegend verschlagen worden wäre und die Tumba Wittekind's errichten lassen, würde man nicht einmal mehr wissen, wo dieser liegt!"

„Ich dachte doch nicht daran", antwortete Alfred, Brigitte sinnend anschauend — „ich empfand nur ungefähr denselben Eindruck, wie neulich in Ihrer Wallfahrtskirche auf dem Tromberg, und durch den ich dem Vicar so misfällig wurde!"

Brigitte schwieg; nach dem ungewöhnlich freundlichen Blicke, den sie auf ihm ruhen ließ, empfand sie in diesem Augenblicke nicht wie der Vicar.

Als man angekommen war, und der mit einiger

Mühe herbeigeholte Küſter das einſam liegende Gotteshaus erſchloſſen hatte, war die Beſichtigung der von jenem Kaiſer aus dem Böhmenland errichteten Tumba mit ihren lateiniſchen Inſchriften und den übrigen Merkwürdigkeiten der Kirche in kurzer Friſt vorgenommen. Außer den angeblichen Knochen des alten Helden, die vorgewieſen wurden, war nicht gar viel zu ſehen, und Brigitte ſagte: „Es iſt ſonderbar, in der That, daß dieſe Stätte kein größerer Cultus des Volks umgibt, während es ſich doch in ſo zahlreichen Sagen mit ihr beſchäftigt!“

„Der große Wittekind war eben kein Heiliger“, meinte der Oberſt, „und der böſe Karl, mit dem er rang, war einer. So hat man im Mittelalter beinahe eine Drachentödterei aus dem Kampf gemacht, wobei Karl hoch zu Roſſe ſitzt und Wittekind als Lindwurm des Heidenthums ſich unter deſſen Hufen krümmt!“

„Wollen Sie nicht hier, lieber Oberſt, die Grabrede halten, welche Sie dem Vetter Alfred verſprochen haben?“ ſagte Brigitte.

„Verlangt denn auch Sie danach? Sie wiſſen ja, wie ich denke, und ſind durchaus nicht auf meiner Seite, wenn ich mit dem Geheimen und dem Baron darüber ſtreite. Sie wiſſen, daß ich es thöricht fand, daß man nicht weit eher dem Wittekind ein hochragendes, über

alles Land hin drohendes Standbild errichtete, als dem Hermann. Was ist uns denn eigentlich Hermann? Sind diese Cherusker Vorväter der Westfalen? Gott weiß es! Wären nicht, wenn «Armin» sich auch niemals angestrengt hätte, die Römer ganz von selbst aus diesem Lande abgezogen und hätten ihm seine Unabhängigkeit zurückgegeben? Sie konnten das Land nun einmal strategisch nicht halten; und hätten sie es können, so hätte die Occupation die Kosten nicht gedeckt. So wären sie bald selber gegangen. Und wenn auch nicht — nach höchstens einem Jahrhundert wäre jedenfalls das Land zwischen Rhein und Elbe von dem zerfallenden Römischen Reiche wieder abgebröckelt."

„Sie sprechen also der Varusschlacht die welthistorischen Folgen ab?" sagte Alfred hier.

„So thue ich!" fiel der Oberst ein; „vollständig. Aber ein Tacitus spricht von dem Armin, und nun ist er den Schulfüchsen ans Herz gewachsen; der ganze Cultus des Mannes, von dem das Volk absolut nichts weiß, während es hundert Sagen von Wittekind hat, ist Schulfuchserei . . ."

„Aber", unterbrach den Obersten hier der Geheimrath, der sich mit dem Rücken an die Tumba lehnte und lächelnd zuhörte — „aber Oberst, können Sie denn Ihren Wittekind nicht anders erheben, als indem

ſie an ſeinem Grabe eine Neidſtange wider den armen Hermann aufrichten?“

„Thu' ich das? Ich richte ihm keine Neidſtange auf, wie Sie ſich ſehr paſſend an dieſer Stätte ſo mythologiſch ausdrücken, Geheimrath; ich will nur behaupten, daß Wittekind hundertmal mehr ein Standbild verdient. Denn Wittekind, der Sachſen-Adaling, iſt aus unſerm Blut, reines Weſtfalenblut; er kämpfte für die Unabhängigkeit ſeines Volkes und ſeine geiſtige Freiheit, ſeine Götter, wider einen Feind, der, Sieger geworden, nicht wieder abzog, wie die Römer, endlich Sieger geworden, es thaten; und bei ſeinen Kämpfen handelte es ſich um die größten welthiſtoriſchen Folgen. Die Folge ſeiner endlichen Niederlage war, daß uns ein militäriſches, mit dem Schwert umgürtetes, die Frönergeiſel über die Unterworfenen ſchwingendes Chriſtenthum ins Land rückte und ſich in Biſchofsburgen als Citadellen und Klöſtern als ihren Fortsdétachés umher feſtſetzte. Lauter Zwing-Weſtfalahs! Dieſen ihren urſprünglichen Charakter als Landeroberung und Gewaltherrſchaft, als politiſch-religiöſes Conquiſtadorenweſen hat die Kirche denn bei uns ſeitdem behalten, und daraus iſt die erfreuliche Culturperiode geworden, welche wir das Mittelalter nennen, mit all den ſchönen Einrichtungen, Verließen, Holzſtößen und

andern zweckmäßigen Mitteln, um die Völker «daran glauben» zu laſſen. Und was ich ferner behaupte, Geheimrath, iſt, daß Wittekind ein viel höher ſtehender Heerführer, ein viel ſiegreicherer Mann war, als die alten Mönchschroniken, die von ihm reden, zugeben wollen; daß dieſe lügen wie ruſſiſche Kriegsberichte, und daß Karl der Große ein ſehr, ſehr ſchlechter und gewiſſenloſer, von der böſeſten Herrſchſucht beſeſſener Menſch war, woran alle Canoniſationen nichts ändern."

„Ich möchte aber doch", fiel hier Herr von Derſchau, der Monſignore, der fühlen mochte, daß an ihn die Reihe gekommen, wider ſolche Ketzereien einen Proteſt einzulegen, ein — „ich möchte doch ſehen, was aus unſerm Lande geworden wäre, wenn der große Karl uns nicht die chriſtliche Cultur gebracht hätte, welche die Baſis unſerer ganzen Entwickelung geworden iſt. Wäre es Ihnen angenehm, Oberſt, Sie müßten, ehe Sie ins Feld rückten, ihre Schwadronen einen myſtiſchen Schwertertanz in einem heiligen Hain tanzen laſſen, und wenn Sie mit Kriegsgefangenen aus einem Feldzuge zurückkehrten, ſie vor einer heiligen Irmenſäule abſchlachten?"

Der Oberſt ließ ſich durch dieſen Einwurf, bei dem die andern lächelten, nicht irremachen. Ganz ernſthaft erwiderte er:

„Davon war bei Wittekind's Weſtfalen ſchon lange nicht mehr die Rede, im Gegentheil, das Schlachten war Ihres Großen Karl ſtarke Seite — man weiß, wie es den 4500 Gefangenen an der Aller erging! Hätte man unſerm Volke ſeine Unabhängigkeit und die Freiheit der Entwickelung gelaſſen, ſo würde es aus ſeinem tiefen germaniſchen Gemüth heraus ſchon ſich ſelber eine eigene Cultur entwickelt haben, die wahrſcheinlich humaner ausgeſehen hätte wie unſer Mittelalter mit ſeinem Chriſtenthum aus dem Torniſter. Es iſt nun einmal eine wunderliche Welt, lieber Derſchau. Das Chriſtenthum, welches als Lehre der Liebe und Verbrüderung aufgeſtellt iſt, hat uns zu Seelenhirten in Kübelhelm und Panzerhemd gebracht, zur Knechtung des Schwachen und zum wüſten Dreinhauen während der längſten Periode der Geſchichte. Das Heidenthum, das urſprünglich nichts Höheres kannte als Furcht der Götter, Trotz auf das Recht und Ruhm des Sieges, hätte uns vielleicht zu einem friedlichen Staatsweſen voll brüderlicher Gleichheit und einer auf der humanen Achtung der Rechte Aller beruhenden Ordnung gebracht! Halten Sie das für unmöglich?“

Brigitte hatte während dieſer ganzen Debatte zu Alfred Norentin hinübergeſehen, der ganz allein an der andern Seite der Tumba Wittekind's ſtand; es war,

als ob ſie geſpannt beobachte, welchen Eindruck des Oberſten parodoxe Behauptungen auf ihn machten, und ob er nicht durch ein hochmüthiges Mienenſpiel eine ſtille Verachtung für ſolche Fragen, für die man ſich hier noch erwärmen könne, verrathe. Ein plötzliches leichtes Erröthen floß über ihre Züge, als er im Gegentheil, wie durch den Streit erregt, jetzt einen Schritt vortrat und lebhaft ſagte:

„Gewiß wäre das nicht unmöglich, aber man braucht ſich nicht einer fruchtloſen Speculation über Möglichkeiten hinzugeben, um die ganze Größe Wittekind's und ſeines Unabhängigkeitskampfes zu erkennen. Er hat zweiunddreißig Jahre lang dieſen Kampf wider die fränkiſche Weltmacht geführt — die braven Holländer haben den Kampf um ihre Unabhängigkeit achtzig Jahre lang wider die ſpaniſche Weltmacht geführt — ich denke, den Nachbarvölkern Weſtfalen und Holländern hat es mithin kein anderes Volk der neuern Geſchichte an Zähigkeit in der Vertheidigung ihres nationalen Weſens und Glaubens gleichgethan. Und dieſen Kampf hat Wittekind nicht blos für ſeine Sachſen geführt. Auf den Heiden und Kämpen dieſer rothen Erde iſt damals um die Wendung geſtritten worden, welche die ganze Geſchichte der modernen Welt nehmen ſollte. Hinter Karl ſtand die Idee der auf Papſt und Kaiſer beruhenden

Weltmonarchie mit ihrer feudalen Ordnung, die den Gedanken der Einheit in dieſen zwei großen Machtcentren ſuchte, und unter ihnen dann die einzelnen Völker ſich ruhig zerſplittern ließ in ein tauſendfach gegliedertes, aber auch ewig mit ſich haderndes, in feindliche Atome aufgelöſtes, in ſteten blutigen Reibungen liegendes Nationalweſen. Hinter Wittekind ſtand die Idee des für ſich lebenden Volksthums, das den Keim der Entwickelung zum geeinigten friedlichen Staatsweſen in ſich trug. Wittekind iſt unterlegen und infolge davon haben wir denn das Lehnsweſen bekommen, das Mittelalter, das deutſch-italieniſche Kaiſerthum', den regensburger Reichstag, die Zerſplitterung — das ganze deutſche Elend —"

„Die ganze Confusio divinitas conservata!" fiel der Oberſt ein und nickte Alfred zu. „Es iſt brav, daß Sie mir als Kamerad beiſtehen!" ſetzte er hinzu.

„Gehen wir", ſagte kopfſchüttelnd der Baron jetzt, „um uns nach dieſer letzten großen und hitzigen Affaire im Sachſenkriege im Wirthshauſe zu erquicken. Sie ſehen, Geheimrath, der Sieg iſt der Militärmacht geblieben, und jetzt treten Sie als Leiter des Verpflegsweſens in Function!"

Als man dann die Kirche verlaſſen hatte, um über den Grasanger, der ſie umgab, dem Ausſpannwirths-

hauſe im Dorfe zuzuſchreiten, geſellte Brigitte ſich zu Alfred. Mit einem Ton von Freundlichkeit, den er in den letzten Tagen nicht mehr von ihr vernommen, ſagte ſie:

„Ich weiß nicht, ob Sie bei dem, was Sie eben ſagten, recht hatten; denn wenn die Weſtfalen dazumal auch ihren ſtarrköpfigen Willen durchgeſetzt hätten und hartnäckige Heiden geblieben wären, ſo hätte ſich die fränkiſche Weltmonarchie wol dennoch gebildet und die Weltgeſchichte wäre ohne Weſtfalen fertig geworden. Glauben Sie nicht, daß ſie dazu im Stande geweſen wäre?“

Alfred erhob ſeine halbgeſchloſſenen Lider mit den langen dunkeln Wimpern und antwortete lächelnd:

„Vielleicht glaube ich das auch. Vielleicht ſagte ich ja auch alles nur, um den guten Oberſten mit ſeiner hoffärtigen Stammverherrlichung zu ironiſiren.“

„O nein“, rief Brigitte aus, „das ſollen Sie mir nicht ſagen. Das iſt Ihr Ernſt nicht!“

„Weshalb nicht? Ich haſſe das ſich Ueberheben der einzelnen Stammraſſen. Das: Wir Schwaben! Wir Rheinländer! Wir Weſtfalen! Wir ſind erſt die rechten Leute! Wir ſind die Tüchtigen, die Großen!“

„Von einem Weſtfalen werden Sie das nie hören. Wir lieben die Ueberhebung nicht. Nicht bei den

Stämmen und noch weniger bei den einzelnen — da haſſen wir ſie.“

„Soll das ein kleiner Stich ſein, verehrte Couſine?“

„Gewiß nicht. Durch Ihre warme Beredſamkeit und die Art, wie Sie des Oberſten Thema gleich vom größten und weiteſten Standpunkt aus erfaßten, haben Sie mich viel eher dazu geneigt gemacht, Ihnen ein Compliment zu machen.“

„Und wie würde das lauten?“

„Daß Sie am Ende nicht ſo ſchlimm ſeien, wie Sie ausſehen!“

„Ich danke Ihnen. Und wie ſchlimm ſeh' ich aus?“

„Kalt, fremd, mistrauiſch, verſchloſſen faſt gegen die Menſchen, die Ihnen hier mit verwandtſchaftlichen Gefühlen offen entgegenkommen.“

Alfred ſchwieg. Auf ſeine Züge legte ſich ein Ausdruck düſtern Ernſtes, der durch Brigittens Worte doch nicht motivirt ſein konnte.

„Das iſt ein Tadel“, ſagte er dann nach einer Weile, „in welchem ſehr viel Güte enthalten iſt. Und ich mag ihn ja auch verdient haben.“

„Wollen Sie ſich alſo beſſern?“

„Ich will alles thun, um bei Ihnen in Gnaden zu kommen.“

„Das lautet nun wieder ſo kalt ironiſch wie mög-

lich! Sie ſollen ſich beſſern, indem Sie die Redensarten laſſen, zeigen, daß Sie ſich heimiſch fühlen unter uns, daß Sie unſere Theilnahme für Ihr Leben und Ihre Intereſſen beanſpruchen und als natürlich vorausſetzen; daß Sie alſo uns auch von ſich, von Ihrem Leben, von den Ihrigen erzählen . . ."

„Von den Meinigen", unterbrach Alfred ſie mit einem eigenthümlich ironiſchen Lächeln . . . „ich habe faſt alle Zeit fern von ihnen in der Schule und in der Truppe gelebt. Soll ich Ihnen erzählen, wie der Tag eines Gardelieutenants in der Reſidenz verfließt?"

„O nein — ich fürchte, da würde ich ſchöne Sachen zu hören bekommen! Erzählen Sie mir lieber von Ihrer Mutter, Ihren Schweſtern! Das heißt ſpäter, denn ich ſehe, wir ſind an unſerm Ziele angekommen."

Im Garten des Dorfwirthshauſes unter einem großen Birnbaum hatten unterdeß die beiden zurückgelaſſenen Wagenlenker des Barons eine Tafel hergerichtet, welche die Wirthsleute jetzt mit einigen einfachen Speiſen beſetzten und für deren Bereicherung mit den mitgebrachten ausgiebigen Ergänzungen der Geheimrath Sorge trug. So konnte man denn bald ſich der leiblichen Erquickung hingeben, bei der der Baron den Oberſten neckend aufforderte, eine Darſtellung der culinariſchen Genüſſe zu geben, zu welchen

es die alten Sachsen gebracht haben würden, wenn sie, von der Cultur des Westens unbeleckt, sich in „unabhängiger Entwickelung“ ihre eigene Küche geschaffen hätten. Und der Geheimrath verlangte von Alfred, daß er einen Toast auf die Sattelmeyer ausbringe, als die Garde des Königs Wittekind — aber Alfred lehnte dies ab, weil diese Bauern, denen es zunächst obgelegen, für eine würdigere Ausstattung und einen Cultus der Grabstätte ihres Helden zu sorgen, dies aufs stumpfsinnigste unterlassen hätten.

Als man endlich den Heimweg antrat, erhielten Brigitte und Alfred ihre Plätze in demselben Wagen. Brigitte war von erregter Gesprächigkeit, und nach einiger Zeit waren beide in einer höchst lebhaften Unterhaltung begriffen. Wie um indirect auf ihre frühere Aufforderung, daß er ihr von den Seinigen erzählen solle, zurückzukommen, plauderte Brigitte Alfred von ihren Aeltern, ihrem Leben daheim, ihrem Willharing vor und fragte ihn endlich, ob er das alte Stammhaus der Norentin nicht einmal zu sehen wünsche — der Baron würde den Vorschlag eines Ausflugs dahin sicherlich sehr gern genehmigen. Alfred schüttelte den Kopf.

„Ich möchte es nicht sehen“, sagte er. „Es würde mir nur sehr unangenehme Gefühle wach rufen.“

„Weil ſich in alten Zeiten unſere Väter darum gezankt haben ſollen?“

„Was geht uns der Zank der Väter an!“ verſetzte er ernſt und mit einem ſehr melancholiſchen Ton — „nein“, fügte er dann raſch hinzu, „ich meine, für Ihr Bild, Ihre ganze Erſcheinung, meine geehrte Couſine, iſt das pittoreske und feudale Bellersheim ein ſo ſchöner und paſſender Rahmen, daß ich es ungern ſich mir in einen andern, mir fremden hineinſetzen ſähe!“

„Das iſt nun wieder eins der abſcheulichen künſtlich gedrechſelten Complimente“, verſetzte Brigitte ſchmollend, „die ich Ihnen abgewöhnen möchte. Wenn die Herren wüßten, wie viele ihrer Complimente uns nur empfindlich beleidigen!“

„Weshalb beleidigt Sie dies?“

„Weil es unwahr iſt. Weil es ſagt, ich halte dich für eine ſolche Gans, daß ich dir zutraue, in ſolchen Redensarten Wahrheit zu ſehen.“

„Wenn ich Sie nun verſichere, daß es die Wahrheit iſt?“

„So verſichere ich Sie, daß der Hochmuth der Männer, der ſich zu Frauen wie zu Kindern herablaſſen zu können glaubt, von dieſen viel mehr gehaßt wird, als ſie ahnen. Eine richtige geſunde Mädchennatur haßt alles «Hofmachen». Ihr wird nur der

237350A

Mann gefallen, der ihr durch vertrauensvolle Offenheit, durch sein ganzes aufrichtiges Wesen zeigt, daß er sie geistig sich selber gleichstellt, daß er sie als Freund behandelt und nicht als «junge Dame», welche man mit Huldigungen füttert wie Papagaien mit Zucker. Merken Sie sich das, verehrter Vetter!"

„Ich will es mir merken!"

„Und danach richten? Dann vergessen Sie hier ganz, daß Sie der Herr Gardelieutenant Freiherr von Norentin sind, und werden nur noch der Vetter Alfred."

Der Vetter Alfred nickte dazu mit einem eigenthümlich trüben Lächeln und schwieg.

„So unterhalten Sie mich jetzt", fuhr Brigitte nach einer Pause fort, „indem Sie mir von Ihrem Daheim erzählen."

Alfred erhob wieder seine breiten Augenlider und sah Brigitte mit einem Blick an, dessen Sprache ihr völlig unverständlich blieb. Es lag ja fast etwas von Bitte, von Flehen darin. Dann sagte er mit zögerndem Ton langsam:

„Wollen wir nicht erst unsere Tagesordnung von heute erledigen? Es ist viel die Rede gewesen von den Volkssagen, die sich über Wittekind erhalten haben. Wollen Sie sie mir nicht mittheilen?"

„Ich weiß sehr wenig davon", antwortete Brigitte

trocken und offenbar misvergnügt. „Sie thun beſſer, den Oberſt danach zu fragen.“ Dabei legte ſie ſich, in die Ferne ſchauend, in die Wagenecke zurück.

Als man endlich ſehr ſpät heimgekommen war und nun ermüdet ſeine Zimmer aufſuchte, gingen Brigitte und Bertha Frank zuſammen denſelben Corridor hinunter zu den ihrigen.

„Sie haben ſich heute ja ſehr lebhaft und anhaltend mit dem Vetter unterhalten, Brigitte“, ſagte Bertha, dabei ihre Hand auf Brigittens Schulter legend. „Haben Sie ſich ein wenig mit ihm ausgeſöhnt?“

„Ausgeſöhnt? Ich bin empört über ihn! Ich bin ihm ſo weit entgegengekommen, wie es irgend möglich war — nur um ihn ſeine hochmüthige Steifheit aufgeben zu ſehen und einen harmlos gemüthlichen Ton anſchlagen zu hören. Aber alles umſonſt — der ganze Menſch iſt innerlich ſo kalt . . .“

„Vielleicht wie in Eis geſtellter Sect, der nachher um ſo feuriger ſprudelt!“

„Ach bah — aus dieſer Seele ſprudelt nichts als höchſtens der Schaum ſeiner Redensarten, mit denen er in ſeinem Dünkel mir glaubt Eindruck machen zu können. Daß er gar nicht ahnt, wie unwürdig ſeine ganze Stellung dadurch hier wird!“

„Würde ſie würdiger, wenn er ſich anders gäbe, als er iſt?“

„Sie würde würdiger, wenn er zeigte, daß er nicht hier iſt, um dem Erbvetter Bellersheim zu huldigen und nebenbei en passant an mir eine Eroberung zu machen, ſondern einfach als Verwandter, als Blutsvetter, als Norentin, der ſo gut wie ein anderer von uns hierher gehört! Doch — ich bin zu Tode müde. Gute Nacht, Bertha.“

„Gute Nacht, Brigitte“, verſetzte Bertha und machte ſich dann, in ihr Zimmer ſchreitend, allerlei Gedanken über die Heftigkeit der Erregung, welche Brigitte bei ihren Aeußerungen über Alfred an den Tag legte, und die Stärke ihres Gefühls für das, was ſie das „Unwürdige ſeiner Stellung“ in dem Kreiſe auf Bellersheim nannte — Gedanken, die endlich aber doch in die leiſe für ſich geſprochenen Worte ausliefen:

„Darin hat ſie recht, klug wird man aus dem Menſchen nicht!“

Viertes Kapitel.

Alfred von Narentin beſchließt, ſich unangenehm zu machen.

An einem der nächſten Tage war ein Feiertag für Bellersheim; die Hauskapelle, welche unten in dem vorſpringendem Flügel lag und von der Giebelſeite aus über mehrere Stufen betreten wurde, ward am frühen Morgen von der Dienerſchaft geſchmückt, der Altar mit großen Blumenbouquets, die Wände mit Maien, der Fußboden mit geſtreutem Grün, wozu der alte Burggraben ſein Schilf hatte hergeben müſſen, zum Verdruß der darin von ihren Neſtern aufgeſtörten Krickenten. Und am Vormittag dann zog eine Proceſſion aus dem nächſten Kirchdorf heran, die mit ihren Kirchen- und Brüderſchaftsfahnen, mit einem von den Schultern weißgekleideter Jungfrauen getragenen, ſchwarzen alten Muttergottesſtandbilde, das heute in den ſchönſten Mantel von Goldtuch gekleidet war und eine ſilberne Königskrone auf dem Haupte trug, während das

Kind auf ihrem Arme gar ein vergoldetes Kaiserkrönlein aufhatte, in die Hauskapelle einrückte. Dort stand der Baron im schwarzen Frack an der Thür und reichte dem die Procession führenden Geistlichen den Weihwasserwedel. Vor dem Altar wurde gebetet, gesungen — dann zog die fromme Wallerschar weiter ihres Weges, der Wallfahrtskirche auf dem Tromberg zu, die ihr Ziel war — die Muttergottes jener Dorfkirche machte dem wunderthätigen Christusbilde in der Wallfahrtskirche dort oben heute ihren jährlichen Besuch, — wie die Sache vom Volke gedeutet wurde, halb im Scherz, halb im Ernst.

„Ich möchte sehen", sagte Brigitte, als die Procession wieder abzog und sie nun im Hofe neben dem Vetter Alfred stand, um der Litaneien singenden Schar nachzublicken — „ich möchte sehen, wie Sie sich aus der Affaire ziehen würden, wenn Sie als Herr auf Bellersheim die Procession zu empfangen und ihrem Führer den Weihwasserwedel zu überreichen hätten!"

„Sicherlich nicht ohne den nöthigen Ernst und Anstand", fiel Alfred Norentin ein — „Leute, die noch etwas verehren, sind mir immer achtungswerth erschienen — und wenn es auch nur eine hölzerne Muttergottes in einem goldtuchenen Mantel ist! Ich selbst

bin zwar nicht in der Lage, mich ihnen bei dieſem Cultus anſchließen zu können . . .“

„Weil Sie ganz für einen andern Cultus in Anſpruch genommen ſind?“

„Ich wüßte nicht welchen?“

„Es gibt doch viele, die ein junger Mann Ihrer Stellung dem der Kirche vorzieht — zum Beiſpiel...“

„Den Cultus der Schönheit, wollen Sie ſagen? Mein Gott, ja, da er aber ſehr oft von nicht viel anderer Natur iſt als der eben geſehene, einer hölzernen Figur in blendender Toilette, habe ich mich ihm bisher noch nicht hingegeben.“

Fühlte Brigitte aus dieſen allerdings ſpöttiſch betonten Worten eine Beleidigung heraus? Sie verſetzte raſch, mit einem zornigen Aufzucken ihrer Mundwinkel:

„Es gibt ja auch andere Arten Cultus — der des goldenen Kalbes unter andern!“

Alfred ſah ſie groß und fragend an; trotzdem daß ſie ſich wandte, wie um ſeinen Blicken auszuweichen, blieb er an ihrer Seite und ſagte:

„Meine verehrteſte Couſine, das Wort, welches Sie da geſprochen haben, iſt vielleicht ſehr harmlos hingeworfen . . .“

„Gewiß! Wie anders!“ rief ſie haſtig und erröthend aus.

„Es kann aber auch", fuhr er, ohne ſich irremachen zu laſſen, fort, „eine Bedeutung haben, die mich zwingt, Ihnen eine offene Erklärung zu geben. Wollen Sie die Gnade haben, mich anzuhören?"

Sie antwortete auf dieſe Frage nicht, aber ſie ſchritt auf den Platz unter der Linde zu, der in dieſem Augenblick ganz unbeſetzt war und die beſte Gelegenheit zu einem ſich Ausſprechen, wie Alfred es wünſchte, bot.

„Es kann ſein", fuhr Alfred fort, während Brigitte ſich auf dem Gartenkanapee unter dem weitſchattigen Baume niederließ und er ſelbſt ſich in einen der Holzſtühle ihr gegenüberſetzte — „es kann ſein, daß ich Ihnen hier als der Anbeter des goldenen Kalbes erſcheine — als ein Eindringling in Ihr frommes, ruhiges, gläubiges, ſelbſtzufriedenes Heimatland, wo man gern unter ſich bleibt und fremden Elementen nicht leicht das Recht der Einmiſchung zugeſteht; als ein Eindringling, der auf eine unangenehme entfernte Verwandtſchaft geſtützt kommt, um ein wenig Erbſchleicherei zu treiben. — Bitte, proteſtiren Sie gegen meine Ausdrücke nicht, wir wollen die Dinge beim rechten Namen nennen! Dem gegenüber darf ich nicht länger zögern, mich offen gegen Sie auszuſprechen. Ich bin hier, weil der Baron Bellersheim mich zu ſich eingeladen hat und weil es der ausdrückliche Wunſch meines Vaters

war, daß ich dieſer Einladung folgen ſolle. Im übrigen iſt der Zweig der Familie, deren Namen ich trage, ſo lange der Heimat entfremdet, daß ich auf meinen verwandtſchaftlichen Zuſammenhang damit, auf darauf ſich ſtützende Erbhoffnungen niemals Gewicht gelegt habe, und es ganz natürlich fände, wenn der Baron ſeinen Nachlaß dem hinterläßt, der ihm in jeder Beziehung und nach allen Richtungen hin ſo nahe ſteht, wie Sie das thun. Wenn ich ihm alle Rückſichten und alle Befliſſenheit, ſein Wohlwollen zu gewinnen, zeige, ſo iſt dies ganz allein die Folge meiner großen Achtung vor ſeinem Charakter, der mich anzieht, mir liebenswürdig, in ſeiner großen Güte und einfachen Lauterkeit rührend erſcheint; es iſt wahrhaftig nichts von Anbetung des goldenen Kalbes dabei. Freilich, wir ſind arm, wir Norentins, von da hinten — in der Geographie, wie man ſich hier ausdrückt, um unſern Oſten zu bezeichnen. Und ſo wäre es mir ganz angenehm, wenn ich der Erbe eines großen Vermögens ſein könnte. Ich müßte ein Heuchler ſein, wenn ich das leugnete . . ."

„Glauben Sie mir", fiel ihm hier Brigitte ins Wort, „daß ich dies nicht allein Ihnen nicht übel nehme, ſondern, daß ich ſelbſt aufs aufrichtigſte wünſche, es wäre abſolut nicht von mir die Rede in dieſer ganzen Angelegenheit."

„Ich glaube Ihnen das, und eben weil ich bei Ihnen, meine verehrte Couſine, dieſe Hoheit der Geſinnung vorausgeſetzt habe, ſpreche ich mich ſo offen gegen Sie aus. Erlauben Sie mir, daß ich, noch offener wo-möglich, fortfahre. Ich habe auch Ihnen gegenüber mich befliſſen gezeigt, mir Ihr Wohlwollen zu ge-winnen — vos bonnes grâces, wie man ſich aus-drückt. Vielleicht habe ich das nicht in der richtigen Weiſe gethan — ich muß mir ja in dieſem Augenblick ſagen, daß ich am Ende auch dadurch in das üble Licht eines Anbeters des goldenen Kalbes gerathen bin, der für den Fall, wo er nicht Erbe wird, ſich die Hand der glücklichen Erbin zu ſichern ſucht. Ich verſichere Sie jedoch, daß ich dieſe Prätenſion durchaus nicht hege. Ich bin nicht einfältig genug, um zu glauben, daß Sie in den Jahren, welche Sie erreicht haben, bei den vielen Verehrern, an denen es Ihnen nicht fehlen konnte, nicht bereits in Ihren heimiſchen Kreiſen einen Mann gefunden haben ſollten, deſſen Vorzüge bei Ihnen in den Schatten ſtellen zu wollen von mir eine höchſt fade Eitelkeit wäre ...“

Bei dieſen Worten ſah Alfred die Züge ſeiner Cou-ſine mit einem Ausdruck von Unwillen ſich zugewendet. Eine leiſe Falte zog ſich zwiſchen ihren Brauen zu-

ſammen, und außerordentlich ungnädig lautete der Ton ihrer Stimme, womit ſie trocken ſagte:

„Bitte, fahren Sie fort!“

„Um was ich mich alſo bemühte bei Ihnen, mein gnädigſtes Fräulein, das war um Ihre Achtung, um ein Wohlwollen, das ein vertrauensvolles gegenſeitiges Ausſprechen möglich machte, denn dies war, was ich vor allem wünſchte. Es iſt bisher zu dieſem nicht gekommen, aber durch die Anſpielung, welche ich eben von Ihnen hören mußte, zwingen Sie mich in dieſer Stunde zu dieſem offenen Ausſprechen, das ich jetzt leider nicht mehr vertagen kann, obwol ich, wie ich ſehe, Ihr Vertrauen und Ihre Freundſchaft nicht errungen habe!“

„Und was iſt denn noch zwiſchen uns auszuſprechen?“ fragte Brigitte, von dieſem allem in hohem Grade gepeinigt.

„Daß eine gemeinſchaftliche Gefahr über uns ſchwebt. Der Baron muß offenbar von einem peinlichen Schwanken, wie er es machen ſoll, gequält ſein. Er zieht natürlich Sie als ſeinen Erben ganz entſchieden vor — und doch bedrückt ſein Gewiſſen der Gedanke, mich, den vom Schickſal ſo viel weniger Begünſtigten, den Fortſetzer des Namens unſerer Familie, auszuſchließen. Seine Güter zwiſchen uns theilen wird er nicht, es iſt

das nicht landesüblich, und ich selbst billige ganz entschieden das Princip, daß ein solcher Complex von Stammgütern nicht auseinandergerissen werden soll. Was bleibt ihm in diesem Dilemna zwischen Neigung und Gewissen übrig? Nichts als das alte, das naheliegende Auskunftsmittel in solchen Fällen — er wird ein Testament machen, worin es heißt: ich setze Brigitte Norentin zur Erbin ein, falls sie Alfred Norentin ihre Hand als Gattin reicht; oder: ich setze Alfred Norentin zum Erben ein, mit der Bedingung, daß er Brigitte Norentin zum Altar führt."

„Ach!" — rief Brigitte überrascht aus — „das glauben Sie?"

„Liegt es nicht nahe?" antwortete Alfred. „Und darüber eben habe ich gewünscht, mich dann und in dem Augenblick gegen Sie aussprechen zu können, wenn es mir gelungen sein würde, so viel Freundschaft und Vertrauen bei Ihnen zu finden, um offen darüber mit Ihnen sprechen zu können."

„Solch eine Clausel", sagte Brigitte, immer peinlicher bewegt und hoch erröthend, „wäre allerdings ..."

„Sagen Sie es offen heraus — schrecklich für uns beide! Ich denke ganz wie Sie darüber — eine Menschenseele, die sich auf diese Weise binden und fesseln ließe, verlöre dadurch allen Adel, eine Verbindung, welche so

zuſammengelöthet würde, wäre jeder Weihe bar. Wäre auch eine Neigung zwiſchen den beiden ſo füreinander beſtimmten Menſchen da, ſo müßte die gegen den Zwang ſich auflehnende Natur auf dieſe Neigung einen Mehlthau legen, einen Gifttropfen in den jungen eben erblühten Kelch. Die freie Gabe des Herzens würde um ihren Werth kommen; und wären die beiden Menſchen ſo geartet, daß unter andern Umſtänden eine gegenſeitige Leidenſchaft das Naturgemäße geweſen wäre — jetzt wäre das nicht mehr möglich; ein gegenſeitiger Unglaube würde von vornherein ihre Gefühle trüben, oder wenigſtens ein ewiges Mistrauen deren unbefangene und geſunde Entwickelung niederhalten."

Brigitte hatte während alles deſſen Alfred's Blicke vermieden. Jetzt ſagte ſie, ihn groß anſehend:

„Das ſind ſehr richtige Bemerkungen, Herr von Norentin. Ich ſtimme Ihnen darin vollſtändig bei; aber ich ſehe nicht ein, weshalb Sie erſt danach ſtreben mußten, meine Achtung in einem beſondern Grade zu gewinnen, bevor Sie ſich darüber offen ausſprechen konnten."

„Ganz einfach deshalb", antwortete Alfred jetzt ebenfalls ſehr beſtimmt, „weil ich daran eine Bitte knüpfen wollte, die es mir denn doch nicht möglich war, als ein Ihnen ganz fern und fremd ſtehender Menſch auszuſprechen."

„Und die war?“

„Die war, daß Sie ſich in dieſem Sinne gegen den Vetter Bellersheim ausſprechen möchten.“

„Weshalb thaten Sie es nicht ſelbſt?“

„Ach — würden Sie vorziehen, daß ich dem Vetter erkläre: ich will unter einer ſolchen Bedingung die Hand Brigittens von Norentin nicht? Mußte ich nicht Ihnen überlaſſen, zu ſagen: ich will nicht? Ich meine, es wäre unritterlich von mir geweſen, dies nicht — der Dame zu überlaſſen!“

Brigitte erröthete leicht.

„Sie haben darin recht“, verſetzte Sie, „und ich danke Ihnen. Aber können wir nicht den Vetter Bellersheim ſchreiben laſſen, was er will, und ſpäter erklären, was wir wollen?“

„Ich glaube, daß es redlicher von uns wäre, Illuſionen, die er ſich machen könnte, zuvorzukommen. Und es wäre auch klüger, ihn abzuhalten, Beſtimmungen zu treffen, die zu Wirren und ſchwierigen Verwickelungen führten, wenn die Vorausſetzung von uns nicht erfüllt würde, unter welcher er die Beſtimmungen getroffen. Aber nicht das allein — es käme hinzu, daß wir uns vielleicht ſehr heftige Kämpfe mit den Unſerigen durch ein Reden zu rechter Zeit erſparten. Ich wenigſtens, ich würde große Mühe haben, eine ſorgliche

Mutter zu beruhigen, ſie mit meinem Entſchluß, meiner Art zu denken und zu fühlen, zu verſöhnen, wenn ich um einer ſolchen Teſtamentsclauſel willen ein großes Erbe zurückwieſe . . ."

Brigitte ſtützte nachdenklich das Kinn auf ihre Hand, dann blickte ſie wieder Alfred von Norentin mit dem Ausdrucke einer durchaus nicht freudigen Ueberraſchung an. Endlich ſagte ſie:

„Gewiß, gewiß, Sie haben in allem recht, ſehr recht . . ."

„Es freut mich, verehrte Couſine, daß Sie mir einmal recht geben", verſetzte er mit einem ſpöttiſchen Ton; „habe ich Sie zugleich geneigt gemacht, unſerm trefflichen Verwandten die nöthigen Andeutungen zu machen?"

„Ich werde das thun", verſetzte ſie; „ich denke, ich kann es um ſo leichter, als er nicht ganz unvorbereitet auf meine Erklärungen ſein wird."

Alfred Norentin lächelte bitter.

„Das heißt", ſagte er, „Sie haben bereits in Gegenwart des Barons hinreichend deutlich geſprochen, wie wenig mir gelungen iſt, Ihre Sympathien zu gewinnen?"

Brigitte ſtand jetzt auf.

„Dieſe Frage iſt nicht ganz discret", verſetzte ſie, „laſſen wir deshalb dieſe angenehmen gegenſeitigen

Geſtändniſſe hier enden und gehen wir auseinander mit dem Bewußtſein, daß wir ehrliche Gegner ſind."

„Gegner? Von Gegnerſchaft fühle ich nichts in mir, und ich denke auch, dies Gefühl in zwei jungen Leuten, die doch noch das Vorrecht haben, die Welt von der idealiſtiſchen Seite zu nehmen, wäre nicht hübſch!"

Brigitte antwortete darauf nicht, obwol ein Vorwurf für ſie in dieſen Worten lag. Sie ging und ſuchte Bertha Frank auf, mit der ſie ſogleich reden wollte, ohne jeden Zeitverluſt. Bertha Frank ſchien ihr die beſte Vermittlerin in dieſer heikeln Angelegenheit beim Vetter Bellersheim. Denn ganz im Sinne Alfred's ſollte ſofort gehandelt werden, obwol oder gerade weil innerlich der Zorn über Alfred Norentin in ihr kochte. Es war nicht anders als natürlich. Kein Mädchenherz, auch eins vom kühlſten Naturell nicht, wird Erklärungen, wie ſie ihr gemacht worden, anders als tief verletzt aufnehmen. Wenn ſie alle Schalen abſtreifte, ſo blieb der Kern deſſen, was er ihr geſagt, doch immer: ich will deine Hand nicht, auch wenn ſie mir die größten Reichthümer bringt. Und wie rückhaltslos aufrichtig, und eigentlich auch gemüthswarm, und einer männlichen Seele würdig er das ausgeſprochen und begründet — es blieb doch ſo fürchterlich beleidigend! Und dazu kam, daß er ſie doch

eigentlich ſehr gedemüthigt hatte; er hatte in allem recht behalten, und es war ein Ton der Ueberlegenheit in ſeinen Reden geweſen, der ſie eigenthümlich kleinlaut gemacht. Während doch bisher ſie ſich ſo überlegen gefühlt, ſie, die nun wahrnahm, daß ihre Vertrautheit mit dem Boden, mit allen Verhältniſſen, in welchen er fremd und unerfahren war, vielleicht doch noch keine geiſtige Ueberlegenheit ausmachte!

Alfred Norentin ſeinerſeits ging, als Brigitte im Innern des Gebäudes verſchwunden war, noch eine Weile in dem Schloßhofe auf und ab und ſchaute dem hier noch immer ungewöhnlichen Leben und Treiben zu. Die Thüren der Hauskapelle waren weit offen geblieben; aus dem Innern ſchallten die Stimmen der alten Herren; der Geheimrath wollte, daß auf dem Boden der Kapelle die Flurplatten tiefer gelegt würden, damit der Raum höher erſcheine; der Baron behauptete, der Raum würde durch Vertiefung feucht werden, und der Oberſt warf ein, der Geheimrath habe da wieder eine ganz bureaukratiſche Idee, die Bureaukratie verbeſſere immer ins Schlimme und revolutionire alles, ſie kehre den Menſchen den Boden unter den Füßen um, um ſie tiefer herunterzubringen. Wozu der Geheimrath die Achſeln zuckte und ſpöttiſch fragte: „Hat nicht

auch daran Ihr alter Feind Karl der Große die Schuld, an dieſem Geiſte der Bureaukratie?"

„Die Bureaukratie uns ins Land gebracht hat er wenigſtens", rief darauf der Oberſt lachend aus, „ſeine Landräthe, die er Grafen, ſeine Domäneninſpectoren, die er Villici, und ſeine Oberpräſidenten, die er Missi regii hieß — das iſt alles mit Einer Brühe begoſſen."

„Laſſen wir alſo die Steine, wo ſie liegen", ſchloß der Baron die Debatte — „le mieux est l'ennemi du bien."

„«Le mieux est l'ennemi du bien!» Das Sprichwort würde eigentlich plattdeutſch lauten und von einem Weſtfalen erfunden ſein, wenn das Erfinden zu ihren Gaben gehörte, was aber nicht gerade hervoragend der Fall iſt."

Dies war der Commentar, mit welchem Alfred Norentin innerlich die Debatte begleitete — dann ging er in ſein Zimmer und ſuchte mit dem blauen Rauch einer Cigarre den Verdruß fortzublaſen, mit dem auch ihn die Erörterung, welche er mit Brigitte gehabt, erfüllt hatte.

Es war in der That zu böſe geweſen, was ſie geſagt hatte, von der Anbetung des goldenen Kalbes — es hatte ſeinem reizbaren Ehrgefühl eine Wunde beigebracht, die darum noch lange nicht zu ſchmerzen auf-

hörte, weil er zugleich das Bewußtſein haben konnte, daß er durch ſeine Aufrichtigkeit von eben ſich mehr als gerechtfertigt, daß er ſich gerächt habe. Alſo als Anbeter des goldenen Kalbes war er erſchienen — das war der Erfolg davon geweſen, daß er ſich voll Rückſichten und Aufmerkſamkeit gegen alle gezeigt, und daß er dem Reize, kritiſche Bemerkungen zu machen, ſpöttiſche Urtheile zu äußern, die ſich ihm doch ſo oft aufgedrängt, widerſtanden hatte! Er hatte ſich hier ja in einer Situation empfunden, worin er freilich alles thun müſſen, um niemand das Vergnügen, ihn verletzend und unangenehm zu finden, zu bereiten. Er hatte den Zoll eines achtungsvollen Lächelns deshalb für alles gehabt; keine Schrulle, kein Vorurtheil, keine wunderliche Idee, wie er doch auf ſo viele zu ſtoßen geglaubt, beſpöttelt — und nun, nun war er deshalb ein Anbeter des goldenen Kalbes! Das war der Dank vom Hauſe Oeſterreich.

Es brachte eine völlige Revolution in ſeiner Stimmung hervor. Vielleicht, wären die Worte von andern Lippen als denen Brigittens gefallen, hätten ſie ihn nicht ſo tief gekränkt. Von ihr aber — dieſe hochmüthige junge Dame mußte ihm doch einen Eindruck gemacht haben, der aus ihrem Munde ihm die Beſchuldigung doppelt kränkend gemacht; und ſo wetterte

er mit einer Verwünſchung, die er zwiſchen den Zähnen murmelte, endlich die Worte hervor: „Gut denn — ich war längſt verſucht auszurufen: «Ich bin des trocknen Tons nun ſatt», und will euch ſchon unangenehm genug werden, wenn das hierzulande dazu gehört, um als uneigennütziger Biedermann zu gelten.“

Fünftes Kapitel.

Der Held führt seinen Vorsatz aus.

Brigitte hatte mit Bertha Frank sehr bald die gewünschte Unterredung gehabt. Am Nachmittage hatte sie einmal wieder eine ihrer regelmäßigen Wanderungen zu ihrem jungen Lehrer auf dem Tromberge machen wollen — aber um Mittag brachte ihr ein barfüßiger Knabe ein Brieflein der Lehrerin, welches die lakonischen Worte enthielt: „Liebes gnädiges Fräulein, kommen Sie heute nicht; ich kann ebenfalls nicht zur Stunde kommen, werde aber am Abende bei Ihnen erscheinen und um Ihren Rath in einer wichtigen Sache bitten. Marie Gelsen.“ Brigitte blieb also daheim, um Marie Gelsen zu erwarten, und der Kreis der Bellersheim'schen Gäste, der sich am Nachmittage wie gewöhnlich um die Linde versammelte, blieb deshalb vollständig. Bald auch schwirrte wie gewöhnlich die lebhafteste Debatte hin und her. Man war auf Politik gekommen, der Geheimrath hatte vom Ringen von Kirche und

Staat geſprochen und der Monſignore dieſen Ausdruck getadelt, weil kein „Ringen“ zwiſchen einem Kriegsknecht und einer Märtyrerin ſtattfinden könne. Alfred von Norentin nahm darauf das Wort und entwickelte nun plötzlich eine ſchneidige Beredſamkeit und eine Philoſophie der Geſchichte, wobei an Derſchau's Märtyrerin kein gutes Haar blieb.

Man hörte dieſe überraſchend gründliche Kenntniſſe und vielſeitige Studien verrathende Rede Alfred's von Norentin unter allgemeiner Stille und mit offenbarer Betroffenheit. Daß ſie den Ausdruck der Befriedigung und Zuſtimmung auf einem der Geſichter umher hervorgerufen, hätte nicht behauptet werden können. Allerlei, auch kecke Ketzereien, ließ man dem Oberſten ſchon hingehen — er hatte nun einmal, was man ſeinen Wittekinds-Sparren nannte, und ſeine ehrenrührigen Ausdrücke über Karl den Großen ließ man ſich auch gefallen, weil man nicht ſicher war, ob er nicht in manchem recht hatte, und namentlich der weibliche Theil der Geſellſchaft den unruhigen alten Franken nicht mehr ſympathiſch fand, ſeit der Oberſt ſie unterrichtet, daß er acht Frauen gehabt. So frivole Reden jedoch, welche die modernſte Weltanſchauung verriethen, hätte man einem jungen Manne ebenſo wenig hingehen laſſen mögen wie den Ton hochfahrender Ueberlegen-

heit, womit ſie vorgebracht waren. Und doch ſchwieg alles. Derſchau, dem die Antwort zunächſt obgelegen hätte, erſparte ſich dieſe; wol aus Taktgefühl, da er der zunächſt Verletzte war; die andern Herren mochte eine Debatte ſcheuen, von der ſich nicht vorausſehen ließ, wohin ſie führte, einem, wie es ſchien, doch ſo ſcharfen und ſelbſtſichern Gegner gegenüber, mit deſſen Dialektik anzubinden ſein Gefährliches zu haben ſchien. Was „Philoſophie der Geſchichte" anging, die Wiſſenſchaft von den Bedingungen, unter denen die Völker leben, ſich entwickeln und der geiſtige Ichor der Ideen, der ſie durchſtrömt, ſich verwandelt — ſo hatten ſie alle wol ihre Anſichten, die auch recht ſchön waren und für ihr gutes Herz ſprachen; ſie aber einer Kritik auszuſetzen, deren ätzende Kraft ſich nicht berechnen ließ, ſchien nicht räthlich.

Und ſo lächelte denn der Oberſt ſtill und ein wenig ſchadenfroh vor ſich hin; der Baron fragte ſich, wo hinaus die Welt mit dieſer alles negirenden, nichts achtenden, ſich um das eigene Lichtſtümpfchen wie um eine Weisheitsſonne drehenden Jugend kommen werde, und der Geheimrath machte im ſtillen die Bemerkung: der junge Mann hat ſich eine Weile anſtändig gehalten, fällt aber jetzt richtig wieder auf die Vorderbeine. Otto Frank wäre eigentlich nicht abgeneigt geweſen, mit ge-

wiſſen Einſchränkungen Alfred Norentin's Anſichten beizupflichten — er ſeinerſeits hatte jedoch keine Gründe, „ſich unangenehm" zu machen, und ſchwieg ebenfalls deshalb. Der Baron hatte denn auch bald ein anderes Geſprächsthema aufgebracht; Brigitte, der eine gewiſſe Schadenfreude aus den Augen blitzte, wußte es allgemach ſo zu leiten, daß es doch nun wieder für Alfred Norentin, wenn er ſich anders treu bleiben wollte, eine verhängnißvolle Wendung nehmen mußte. Oder wollte ſie nur ſehen, ob er ſich wirklich ſo energiſch von ihrem Vorwurf wegen des goldenen Kalbes reinigen wolle? Sie erzählte, daß Marie Gelſen ihr mit einigen kurzen Zeilen heute die Unterrichtsſtunde abbeſtellt; daß ſie fürchte, es gehe mit Mariens ſo treu von ihr gepflegtem Oheim zu Ende — bei ihrer letzten Anweſenheit auf Tromberg habe Marie ihr bereits von einer wunderlichen Vorgeſchichte erzählt, die der krumme Stoffer, der Spukſeher da oben, erblickt haben wolle, und die nur auf des alten Soldaten Beſtattung zu deuten ſei. Dadurch kam man denn auf Ahnungen, auf jenes Gebiet deſſen, was als ein Wehen aus dem unentdeckten Lande zuweilen durch die einſame Menſchenſeele zieht und in Vorgefühlen und Träumen ſich äußert, zu ſprechen; natürlich auch auf die landesüblichen „Vorgeſchichten", deren eine Menge erzählt wurden und

deren Bedeutung auch der ſonſt zu Widerſpruch geneigte Oberſt nicht beſtritt. Alfred von Norentin ſchien dagegen mit Vergnügen in die ihm gelegte Schlinge zu gehen. Er ſchüttelte den Kopf zu all dieſen behaupteten Thatſachen und ſagte:

„Es iſt aber doch ganz irrig, daß dieſe vielbeſprochene Sehergabe, dies Schauen von Bildern zukünftiger Geſtalten und Vorgänge, etwas dieſem Lande Eigenthümliches haben ſoll. Gegen die Thatſachen ſelbſt will ich nichts vorbringen; es mag ja möglich ſein, daß, wie in der Camera-obſcura im Raum entfernte Dinge ſich abſpiegeln, ſo in der Camera-obſcura eines Spukſehergehirns in der Zeit noch fern liegende Dinge ſich abſpiegeln. Aber ich meine, die Erſcheinung und der Glaube daran iſt denn doch nicht lediglich ein angenehmes Stammerbe dieſes Landes. Sie wird wol ſo ungefähr überall da zu finden ſein, wo die Menſchen durch ein einſam abgeſchloſſenes Leben ins Träumen gerathen. Kommt dann eine lebhaftere Phantaſie, eine Nervendispoſition von der nöthigen Beſchaffenheit hinzu, ſo wird der Traum zur Hallucination und der Spukſeher iſt fertig. Aus dem einſamen Wohnen der weſtfäliſchen Menſchheit ſcheint mir überhaupt ihr ganzer Charakter mit allen ſeinen Eigenſchaften herzufließen. Wunderlich genug iſt's! Das Land iſt mit Gehöften

und kleinen Anſiedelungen bis zur einſamſt gelegenen Hütte hinab bedeckt. In der Vergangenheit ſind bei den ewigen Adelsraufereien, den ewigen Kriegen der größern Landherren, wobei der ganze Scherz im Verwüſten des feindlichen Gebiets beſtand, dieſe Strohdächer und Holzbauten wenigſtens ein Dutzend mal niedergebrannt. Es müßte intereſſant ſein, zu erfahren, wie lange durchſchnittlich im 13. und 14. Jahrhundert ein Bauerhof unverbrannt und unverwüſtet geſtanden hat. Ein moderner Theaterbau brennt durchſchnittlich alle dreißig Jahre einmal ab. Hat eine ſolche Bauerwohnung damals mehr als drei Jahre unverſehrter Exiſtenz gehabt?"

„Nun wohl", fiel der Oberſt ein, „dem mag ſo ſein, wenn aber der Weſtfale deshalb ſeine iſolirte Art zu wohnen dennoch nicht aufgegeben, ſein zehnmal niedergebranntes Haus an derſelben Stelle wieder aufgebaut hat, ſtatt, wie's in andern Provinzen geſchehen iſt, zu gemeinſamem Schutz ſich im mauergeſchützten Städtlein zuſammenzudrängen — Pferde machen's ja ähnlich, wenn der Wolf kommt — ſo beweiſt das doch nicht, daß ihr Charakter von ihrem geſonderten Wohnen herrührt, ſondern es muß von ihrem Charakter das geſonderte Wohnen, dies Feſthalten an der alten Soolſtätte, dieſe zähe Anhänglichkeit an der Scholle her-

rühren. Es mußte in ihnen ein Unabhängigkeitsbedürfniß stecken, das sich mit dem Gefühl, Nachbarn an jede Schulter gedrängt zu haben, nicht vertrug; dazu eine Liebe für den väterlichen Herd, ein religiöses Verbundensein mit der ererbten Scholle ..."

„Nun ja", räumte Alfred ein, „am Ende ist's auch einerlei, ob sie wunderliche Knaben sind, weil sie einsam wohnen, oder ob sie einsam wohnen, weil sie stets so wunderliche Knaben waren. Ihre Eigenschaften hängen doch damit dem innersten Wesen nach zusammen. Der einsame Mensch muß ein Egoist werden; er lebt dem kleinen Kreise, der sein Reich bildet, und das macht eigensinnig, störrisch; er hat sich abgewöhnt, vom Fremden etwas zu wollen, zu verlangen, und das macht ihn kalt und verschlossen gegen den Fremden; er hört, sieht und erlebt nichts, was seine Denkthätigkeit außergewöhnlich in Anspruch nähme, und das macht ihn ..."

„Denkfaul!" fiel Otto Frank lächelnd ein — „und obendrein furchtbar stumpfsinnig und träge im Auffassen ungewöhnlicher Geschehnisse oder ihm unbekannter Dinge. Ich kann da leider nur beistimmen — wenn man, wie ich, Criminalist ist, erfährt man's. Es ist unglaublich, was die Leute, welche man als Zeugen über eine That zu vernehmen hat, für einen Mangel an Auffassung verrathen. Jeder hat's anders gesehen

als der andere; was der eine eine Heugabel nennt, ist für den andern ein Melkeimer gewesen. Auf dem ganzen Lande ruht eine Stimmung quietistischer Philosophie, die zwar der Criminalstatistik sehr zugute kommt — unsere Provinz ist ja wol die, welche von allen in Deutschland die wenigsten Verbrecher hat, wenn man die Fabrikdistricte abscheidet; aber die Geduld, die man mit den Zeugen, mit ihrem Mangel an Thatsachensinn und Schärfe der Wahrnehmung haben muß, ist unglaublich."

„Sagt's nur mit Einem Wort, ihr jungen Leute", — rief hier der Geheimrath aus, „wir sind hierzulande eine recht stumpfsinnige Rasse!"

Man lachte — ein wenig gezwungen, und das Gespräch stockte plötzlich.

Brigitte packte die Arbeit, mit welcher sie sich beschäftigt hatte, zusammen und ging damit ins Haus. Alfred Norentin stand, als ob ihn die Unterhaltung in der Gesellschaft jetzt auch nicht mehr fessele, nach einer Weile ebenfalls auf und schlenderte über den Hof, um hinter dem eisernen Gitterthor, welches in der Ecke neben dem Flügelvorbau in die Gärten führte, zu verschwinden. Er durfte sich befriedigt sagen, daß er seine Absicht erreicht hatte, wenn diese gewesen war, Brigitte zu beweisen, daß er nicht darauf ausgehe, durch Ver-

leugnung ſeiner Meinungen und Gedanken hier „um das goldene Kalb zu tanzen".

Doch beſchwichtigte dies durchaus nicht ſeine innere Erregung. Er hatte in Brigitten, in ſolch einem Erbfräulein, eine ſehr verwöhnte, ihre Umgebung beherrſchende, prätentiöſe Dame zu finden erwartet. Nun war ſie das durchaus nicht. Sie hatte ihn eigenthümlich angezogen. Er fand ſie ſchön, ihre Erſcheinung imponirte ihm, und dies that ebenſo ſehr ihre außergewöhnliche Bildung. Aber er fand ſich in ihren Charakter nicht; ſie ſchien ihm complicirt, räthſelhaft. War ſie ſo kühl, wie ſie ſich gab, ſo innerlich unerweckt, wie es bei einer Tochter ihres Stammes vielleicht nicht anders zu erwarten? Und vor allem — war ſie ſo uneigennützig groß denkend, ſo wenig berechnend, wie er es von einem jungen Mädchen verlangte, wenn ſie nicht allen idealen und poetiſchen Reiz für ihn verlieren ſollte? Oder ſah ſie in ihm den Gegner, den Mitbewerber und — intriguirte vielleicht bei dem Vetter Bellersheim gegen ihn?

Nach ihren heutigen beleidigenden Worten, nach der darauffolgenden Auseinanderſetzung glaubte er, daß ſie berechnend den Concurrenten in ihm ſehe. Und das nagte bitterer und heftiger an ihm, als er ſelbſt es für möglich gehalten. Es war ihm ein innerer Schmerz.

Weshalb sie von ihm verlangt, daß er sich ganz anders als Verwandten, als den gleichberechtigten Blutsvetter geltend mache, das verstand er ja nicht. Und wenn er es verstanden, hätte er es können? — Am liebsten wäre ihm in diesem Augenblicke gewesen, er hätte wieder auf- und davongehen können aus einem Kreise, wo man ihn durch Voraussetzungen beleidigte, die freilich eigentlich natürlich und verzeihlich waren, und die doch seine ganze Stellung hier für ihn demüthigend machten! Hätte er nur nicht seinem Vater versprochen, wenigstens vier Wochen auf Bellersheim zu bleiben!

Daß Brigitte auch ihm gegenüber in einer peinlichen Lage war, bedachte er nicht; nicht, daß sie vielleicht aus seinem ganzen Wesen und seiner kühl überlegenen Art, sich zu geben, den Schluß zog: Du hältst mich ohne Zweifel für ein habsüchtiges, eigennütziges Geschöpf, das hier ist, dich um Ansprüche auf ein Erbe zu bringen, welches viel billiger dir als mir zufallen sollte; du hegst vielleicht die beleidigendsten Voraussetzungen von mir, und die muß ich ertragen und auf mir dulden, weil ich mich nicht erniedrigen kann, zu gestehen, daß ich sie für möglich halte; weil es unter meiner Würde wäre, gegen irgendeinen Sterblichen mich dawider zu vertheidigen! Und daß Brigitte vielleicht gerade nur in innerer Gereiztheit wider sein

kühl ironiſches Weſen gegen ſie ſo weit gegangen war, ihn heute zu beleidigen — das ebenfalls bedachte er nicht!

Nein, er ſagte ſich nur, daß er recht gründlich unnütz ſeine Tage hier verbringe. Daß die Erweiterung ſeiner Anſchauungen, ſeiner Welt- und Menſchenkenntniß, die er von hier mitnehmen werde, ſchwerlich ein Erſatz ſein würde für das, was er an Ruhe eines Herzens verliere, welches ihm, was immer auch er erlebt haben mochte, durch die Frauen wenigſtens noch unverbittert geblieben.

Sechstes Kapitel.

Was Marie Gelsen herführte.

Brigitte, die sich unterdeß auf ihr Zimmer begeben hatte, wartete hier auf den versprochenen Besuch ihrer Freundin Marie Gelsen. Sie wollte die Zeit, bis diese erschien, durch einen Brief an ihre Mutter ausfüllen, begann ihn auch, begann der Mutter von Alfred's Erscheinung, Thaten und Meinungen zu berichten, und stockte dann, nachdem sie eine recht boshafte Bemerkung über ihn gemacht; sie machte sich einen Vorwurf, daß sie so unchristlich urtheilte, und darüber versank sie in Nachsinnen, was denn eigentlich an diesem Menschen sie so reize, weshalb sich ihre Gedanken so viel mit ihm beschäftigten. Daß die Leute, die aus den alten Provinzen herüberkamen, anders waren, in schärfer ausgedrückten Formen sich bewegten und lebten, als ob sie stets „auf Wache" seien; daß ihre Lebensanschauungen intoleranter, ihre Urtheile nach

dem für ſie allein gültigen Maßſtabe des „Bei uns“, über das hinaus die übrige Menſchheit im Dunkel tappte, engherziger und einſeitiger ſeien — das war ja längſt Dogma im Lande und bekannt genug; und als Inbegriff ſolcher dem autochthonen Bewußtſein abſtoßend und lächerlich erſcheinender Eigenſchaften ward ja nun einmal die „Farbe“ ſeit je betrachtet. Brigitte brauchte ſich alſo nicht zu wundern, wenn ihr Alfred Norentin nicht gefiel, und ſie konnte ihn gehen laſſen, ohne ſich viel um ihn zu kümmern. Es war kein Grund da, ihm übel zu nehmen, daß er war, wie ſeine Aeltern, ſeine Umgebung, ſeine Schule ihn gemacht hatten. Und doch war ein wunderlicher Drang in ihr, ihn aufzuklären, ihm Bemerkungen zu machen, ihm zu widerſprechen, ihn ſich hier „würdiger“ gehaben zu ſehen, ihn mit einem Wort anders zu machen, als er ihr erſchien. Und dem gegenüber war er eine ſo kalte, an ſich haltende, ironiſche, mit ſich zufriedene — wie ſie es ſchalt, dünkelvolle Natur! Dafür hatte ſie ſich heute hinreißen laſſen, ihn demüthigen zu wollen. Es war ſo thöricht von ihr gewesen. Sie hatte ja nicht einmal recht gehabt. Sie konnte ſich nicht verhehlen, daß er würdig darauf geantwortet. Und heute hatte er ſich wirklich nicht befliſſen gezeigt, durch Nach-

giebigkeit und Verſtummen vor den hier herrſchenden Stimmungen und Anſchauungen um das „goldene Kalb“ zu tanzen! Hatte er abſichtlich ihr das zeigen wollen? Hatte er hauptſächlich ihretwegen geſprochen?

Ein ſchüchterner Finger klopfte an ihre Thür; ſie ſprang auf, zu öffnen, und Marie Gelſen trat ein, ein wenig geröthet und von der Wanderung erhitzt. Aber auf ihrem feinen hübſchen Geſicht lag ein ſehr ernſter Ausdruck; ihr Anzug war völlig ſchwarz, ohne jegliches weiße Streiflein, und ihre erſten Worte, nachdem Brigitte ſie begrüßt und ihr ihr Umſchlagetuch abgenommen, waren eine Trauerkunde.

„Ich habe meinen guten alten Onkel verloren“, ſagte ſie.

„Ach, Sie Aermſte!“ rief, theilnahmsvoll ihre Hand ergreifend, Brigitte aus. „Und davon weiß ich, ahne ich gar nichts! Wann iſt er geſtorben?“

„Es iſt heute ſchon beinahe eine Woche; vor drei Tagen wurde er begraben . . .“

„Und das erfahre ich heute erſt?“

„Was ſollt' ich Ihnen davon Mittheilung machen, gnädiges Fräulein; ich habe ihn angeſtrengt gepflegt in ſeinen letzten Tagen, und als es dann zu Ende war — da fühlte ich dringend das Bedürfniß der Einſamkeit. Der Vicar war ſo gütig, mich ein paarmal zu beſuchen . . .“

„Und hat Sie getröſtet?“ fiel Brigitte mit dem Gedanken an Alfred's Behauptung über das Verhältniß dieſer beiden jungen Leute raſch ein.

„Eigentlich nicht ſo ſehr, um mich zu tröſten“, verſetzte Marie mit leichtem Erröthen, „als um einen kränkenden Eindruck, den ſein Betragen mir gemacht hat, aus meinem Gemüth zu verwiſchen.“

„Er hat Ihnen einen kränkenden Eindruck gemacht — wodurch?“ fragte Brigitte das junge Mädchen, deſſen Hand ſie in ihrer aufrichtigen Theilnahme feſt umſchloſſen hielt und das ſie bat, ſich in der Sofaecke auszuruhen.

„Dadurch“, antwortete Marie, „daß er ſo theilnahmslos und hart gegen den armen Onkel in deſſen letzten Tagen und Stunden war.“

„Ich glaubte doch, er hätte dem alten Manne immer eine große Theilnahme bei deſſen Krankheitsanfällen gezeigt, ſogar bei ihm des Nachts gewacht, ihm Bücher gebracht und ſich mit großer Geduld ſtundenlang an langen Winterabenden ſeine alten Feldzugsgeſchichten erzählen laſſen.“

„O gewiß“, fiel Marie ein, „er war immer ſo gut gegen ihn, ſo aufmerkſam und freundlich, als ob der Onkel ſein nächſter Verwandter wäre und er nichts thäte, als was ſich von ſelbſt verſtände. Und nun

denken Sie, als der Onkel recht ſchlimm wurde, als es auf die Neige mit ihm ging und für mich keinen Augenblick Ruhe gab — denn meine Schulſtunden durfte ich doch auch nicht verſäumen — nur zwei Tage lang habe ich die Nachmittagsſtunden ausſetzen müſſen — da war der Vicar wie umgewandelt — ich habe Boten an ihn geſandt, ich bin ſelbſt gegangen, damit er doch zum Onkel, der ſo dringend nach ihm verlange, komme — aber alles umſonſt. Bald hatte er Ausflüchte, bald verſprach er zu kommen, und kam dennoch nicht — und endlich ſagte er mir mit ſeltſam wunderlichem Weſen: ich möchte ſeiner ſchonen, er ſei eine eigengeartete, vielleicht unmännliche Natur, aber er vermöge es nun einmal nicht, einen alten Freund ſterben zu ſehen, er könne überhaupt nicht ſterben ſehen; es vernichte ihn ..."

„Das iſt ein ſeltſames Bekenntniß von ſeiten eines Geiſtlichen!" unterbrach Brigitte ſie.

„Gewiß, aber ich mußte mich dabei beſcheiden und den armen Onkel, der fortwährend mit dem Eigenſinn eines Kranken darauf erpicht war, den Vicar zu ſprechen, durch Ausflüchte zu beruhigen ſuchen. Endlich — es war am Nachmittage vor dem Morgen, an dem der Onkel ſtarb, in der Dämmerungsſtunde — der Onkel fühlte das Fieber wieder ſteigen und warf ſich unruhig,

ſchwer nach Athem ringend, hin und her, da ſagte er, mühſam die Worte hervorſtoßend:

„«Zünde die Lampe an, Marie — er kommt nun nicht mehr — er iſt feige, — feige wie alle Pfaffen, — zünde Licht an und leuchte dort — in den Wandſchrank — ich will es dir ſelber geben, ſonſt wird es zu ſpät!»

„Er deutete auf einen kleinen, oberhalb ſeines Bettes in der Wand angebrachten Schrein.

„Während ich mit zitternder Hand die Lampe anzündete, taſtete und ſuchte er nach etwas unter ſeinem Kopfkiſſen — ich eilte, ihm zu Hülfe zu kommen, da ich wußte, daß er hier eine alte Brieftaſche zu verbergen pflegte. Aus der Brieftaſche mußte ich nun einen kleinen Schlüſſel nehmen, den Wandſchrank damit öffnen und alles, was von Papieren darin lag, vor ihn auf die Decke legen. Er ſuchte und kramte mit ſeinen kraftloſen, magern Händen darunter; als er einen großen dicken Brief, den er geſucht hatte, gefunden, legte er ihn neben ſich hin und hieß mich das andere wieder einſchließen. Ich wollte, nachdem es geſchehen, den Schlüſſel wieder abziehen, aber er wehrte mir mit der Hand.

„«Jetzt iſt's nicht mehr nöthig», ſagte er. «Dieſen Brief da nimm an dich, Marie. Aber lies ihn nicht

und öffne ihn nicht; ſag' auch, bis ich geſtorben bin, niemand davon; dann gib ihn dem Vicar; er ſoll ihn leſen; und dann ſoll er mit ſich und ſeinem Gewiſſen zu Rathe gehen, ob er ihn auch dir zu leſen geben ſoll oder nicht; ob er es gleich thun ſoll oder nach Jahren. Ich leg' es in ſeine Hand, denn ich, ich weiß mir damit nicht zu helfen und habe deshalb viel Unruhe und Angſt ausgeſtanden. Er wird es mit ſich ausmachen, was am beſten iſt; denn ich habe ihn als einen ehrlichen Menſchen erfunden, obgleich er feige iſt und nicht zu mir kommt, meine letzten Worte zu hören; und als ehrlicher Mann wird er wiſſen, was ſeine Schuld zu thun iſt in ſolcher Sache! Du wirſt den Brief ohne ſeinen Willen nicht leſen, Marie — nicht wahr, du wirſt es nicht?»

„«Ich verſpreche es dir, Onkel», verſetzte ich. Und das war das Einzige, was über den Brief noch geſprochen wurde. Als der Onkel in der Nacht nun ſo ſchlimm wurde und in der Morgenfrühe verſchied, da dachte ich wenig mehr an die Schrift. Es kam eine große Niedergeſchlagenheit über mich. Er ſtand mir ja näher als alles, was ich ſonſt noch auf der Welt haben mag, und war immer gegen mich, als wenn er mein rechter Vater wäre; um meinetwegen hat er ja auch, als er ſeinen Abſchied aus dem Dienſte nahm,

keine Civilverſorgung angenommen, wie ihm doch mehrere recht gute geboten wurden, und lebte von ſeiner kleinen Penſion und dem Geringen, was ihm von ſeiner Abfindung von ſeinem Hofe übrig war. Nur um in meiner Nähe leben zu können. Wirklich wie ein Vater war er für mich. Und doch ſonſt gar nicht der Mann, der ein weiches Herz hatte und um andere Menſchen ſich viel kümmerte."

„O gewiß, Sie haben viel, ſehr viel an dem wunderlichen und doch ſo guten alten Mann, wie er nach Ihren Schilderungen geweſen ſein muß, verloren!" unterbrach Brigitte ſie mit dem Tone der Rührung in der Stimme.

„Und darüber", fuhr Marie fort, „dacht' ich wenig an den Brief, den er mir übergeben hatte — bis ich geſtern mich ſeiner erinnerte und ihn nach des Onkels Willen dem Vicar gab. Nun hätten Sie aber deſſen Erſchrecken ſehen ſollen, als ich das Papier hervorzog. Mit beiden Händen wies er es von ſich; er gerieth in einen Zuſtand von Aufregung beim Anblick dieſes Briefes, als ob darin über Tod oder Leben für ihn entſchieden werde; er kam mir in ſeinem Erſchrecken vor einer Sache, die doch höchſtens meinen Onkel oder mich angehen konnte, wie ein unvernünftiges Kind vor — und als ich in meiner Betroffenheit über dies Weſen

ihm dies offen gestand, begann er gar zu weinen wie ein Kind . . ."

„Das ist denn doch gar zu seltsam!" rief Brigitte gespannt aus.

„Das war es freilich; auch stand ich und starrte ihn an, völlig außer Stande, ihn zu fassen, mich in ihn zu finden — darüber schien dann wieder ein Gefühl von Beschämung, oder was es sein mochte, über ihn zu kommen, und er rief aus:

„«Sehen Sie denn jetzt nicht, Marie, weshalb ich in den letzten Tagen Ihres Onkels nicht zu ihm gehen, ihn nicht sehen wollte? Es war eben wegen dieses Papiers, wegen dessen, was es enthält.»

„«Wissen Sie denn, was es enthält?» rief ich aus.

„«Freilich», erwiderte er, «weiß ich das. Ich weiß es, weil Ihr Onkel es mir in der Beichte enthüllt hat. In der Beichte habe ich es von ihm vernommen, alles — und seitdem ruhte es in meiner Brust, ganz so gut, als ob ich's nicht vernommen hätte; es blieb versenkt in die Tiefe des Schweigens, das unsere Priesterpflicht ist. Was ich aber fürchtete, das war, daß er gegen sein Ende durch eine bestimmte Aufforderung an mich, zu reden, das Siegel, das auf meiner Lippe liegt, brechen würde, daß er von mir verlangen würde, ich solle über Dinge entscheiden, über welche ich

nicht entſcheiden kann, von denen ich mich freihalten will für immer und ewig! Darum blieb ich fern von ihm; ich war nicht ſein Pfarrer, ich hatte nicht die Pflicht, ihm beizuſtehen in ſeinen letzten Stunden, — hatte ich die Freundespflicht — nun wohl, ich habe ſie verletzt, ſie misachtet, weil ich nicht anders konnte! Weil ich hoffte, wenn ich nicht zu ihm käme, wenn ich ſeinem Anliegen kein Ohr böte, würde auch er ſchweigen und eine Sache würde mit ihm begraben werden, die viel, viel beſſer begraben bliebe. Und nun hat der Unſelige da eine weitläufige Schrift darüber gemacht, und ich ſoll ſie nun prüfen, Richter in einer Sache ſein, die mir qualvoll und entſetzlich iſt, die Vorſehung ſpielen über . . . kurz, ich will, ich mag, ich kann das nicht . . .»

„Der Vicar ſtand bleich, zitternd vor Erregung vor mir, als er ſo ſprach. Es ſchien ihn Ueberwindung, Selbſtbeherrſchung zu koſten, wenn er nicht abermals in Thränen ausbrach.

„Ich ſah ihn an, ganz rathlos einem ſolchen Benehmen gegenüber.

„«Was ſoll ich denn mit dem Papier beginnen?» fragte ich ihn endlich. «Ich ſelbſt ſoll dies Vermächtniß meines Onkels nicht leſen!»

„«Nein, das ſollen Sie nicht — darauf gaben Sie ihm Ihr Wort.»

„«Und werde es heilig halten. Aber verbrennen darf ich es auch nicht?»

„Er ſchüttelte mit dem Kopfe.

„«Verbrennen? Nein. Verſchließen Sie es, verſtecken Sie es, zu unterſt in Ihrem Koffer, irgendwo, wo Ihr Auge nicht darauf fällt, und dann vergeſſen Sie es.»

„Ich dachte ein wenig nach und verſetzte dann:

„«Aber um vergeſſen zu werden, iſt es doch auch nicht geſchrieben! Der Onkel hat ſo bedeutungsvolle Worte darüber geſprochen und hat ſolches Gewicht darauf gelegt — wie könnte ich um alles das mich nicht kümmern und es einfach beiſeitelegen?»

„«Was können Sie anders thun?»

„«Was ich thun kann?» verſetzte ich zögernd und dann mit einem raſchen Entſchluſſe das Papier wieder an mich nehmend — «ich kann, da Sie dem Onkel den Freundesdienſt, den er von Ihnen erwartete, nicht erweiſen wollen — können — ich kann ihn von einem andern verlangen.»

„«Von einem andern?»

„«Nun ja, ſetzte der Onkel ſein Vertrauen auf Sie, ſo ſetze ich es auf Fräulein Brigitte. Fräulein Brigitte iſt immer die Güte ſelbſt für mich geweſen. Sie kennt die Welt, die Menſchen, die Verhältniſſe, in

welche ſie gerathen können, ebenſo gut und vielleicht beſſer als Sie, Vicar ... was ſoll ich nicht zu ihr gehen und ſie bitten: erfülle du das Vermächtniß meines armen Onkels, lies du dies Blatt und entſcheide du dann über das, was der Vicar ſich zu entſcheiden weigert?»

„«Fräulein Brigitte!» ſagte der Vicar betroffen, beſtürzt. «Daß juſt Fräulein Brigitte in eine Sache gezogen werden ſoll, die ... das iſt ... gerade wie eine Eingebung, wie ein Wink von oben! Marie, das Einzige, was ich zu allem dieſem noch ſagen kann, iſt, daß ich nichts mehr darüber ſagen darf. Ich wäre kein redlicher Menſch, kein vorwurfsloſer Prieſter mehr, wenn ich Ihnen einen weitern Rath gäbe! Thun Sie, was Gott Ihnen eingibt!»

„Nach dieſen Worten drängte ich den guten, unter der Sache offenbar ſo leidenden Vicar nicht mehr, aber für mich war ich entſchloſſen. Alles das, was er geſagt hatte, konnte mich nur in dem Vorſatz beſtärken, dies Papier, welches eine ſo wunderliche Wirkung auf ihn übte und eine ſolche Erſchütterung des Gemüths bei ihm hervorgerufen hatte, nicht einfach beiſeitezulegen! Das iſt unmöglich! Geleſen, geprüft muß es werden: es ſoll geſchehen, wie der Onkel gewollt. Wenn der Vicar es von ſich weiſt, dann ſoll eine

andere Menſchenſeele, zu der ich volles Vertrauen haben darf, daß ſie es gut mit mir meint, es unterſuchen, darüber mit ſich zu Rathe gehen und mir dann ſagen, ob ich auch es leſen ſoll oder nicht! Und darum, liebes gnädiges Fräulein, komme ich zu Ihnen — zu wem ſonſt könnte ich kommen; Sie ſind gegen mich, die arme freundloſe Lehrerin, ſo gut, ſo herzlich geweſen, als ob ich Ihresgleichen wäre; Sie werden ganz gewiß mir dieſen Liebesdienſt erweiſen!"

Marie Gelſen, die ſich in nicht geringe Aufregung geſprochen, zog den Brief hervor und legte ihn vor Brigitte hin.

Dieſe ſchaute betroffen, faſt erſchrocken darein.

„Ich?" rief ſie jetzt aus — „aber ich bitte Sie, Marie, wer weiß denn, ob Dinge darin ſtehen, worüber ein junges Mädchen urtheilen kann, die ſie verſteht, die ſie überhaupt leſen darf. Was für einen Geiſtlichen aufgeſchrieben iſt . . ."

„Aber der Onkel hat ja gewollt, daß, wenn der Vicar es für gut fände, auch ich es leſen ſolle . . ."

Brigitte nahm mit zagender Hand den wohlverſiegelten Brief. Sie betrachtete ihn von allen Seiten. Dabei wuchs natürlich nur ihre Neugier, zu erfahren, was dies ſeltſame Document, das den Vicar in ſolche Aufregung verſetzt, denn nur enthalten könne. Es war

auch ſo räthſelhaft. Die Vergangenheit der drei Menſchen, die allein hier in Betracht kommen konnten, war ſo einfach, lag, ſoviel Brigitte irgend wußte, ſo klar da, daß ſich unmöglich Enthüllungen erwarten, Thatſachen oder Verhältniſſe denken ließen, welche von ſchwerwiegendem Einfluſſe auf deren Schickſal ſein konnten!

„Sie haben keine Ahnung, Marie", fragte Brigitte, „was der verſtorbene Onkel denn für ein Geheimniß mit ſich herumgetragen haben kann?"

„Nicht die mindeſte. Auf mich ſelbſt kann ſich die fragliche Sache nicht beziehen. Ich bin ehrlicher Bauern Tochter, auf unſerm Hofe aufgewachſen, nach der Schulzeit vom Pfarrer weiter unterrichtet, dann bin ich zu meinen guten Nönnchen, den Urſulinerinnen, gekommen und da zur Lehrerin ausgebildet — was könnte da in meinem Leben ſein, worüber der Onkel wichtige Briefe nachzulaſſen hätte!"

„Und der Onkel ſelbſt?"

„Der Onkel ſelbſt? Nun, Sie wiſſen, er iſt ein jüngerer Sohn vom ſelben Hofe, meines Großvaters Bruder geweſen; hat zum Militär müſſen und das Soldatenleben hat ihm gefallen; ſo iſt er dabeigeblieben..."

„Er hat lange in den öſtlichen Provinzen geſtanden, fern von euch . . ."

„Das in der That. Lange Jahre! Und was ich mir höchstens vorstellen könnte, was auf ihm gelegen..."

„Nun, was denken Sie, Marie?"

„Daß er als Soldat im Kriege irgendetwas gethan, was ihm später als ein Unrecht erschienen und worüber er Reue empfunden; zum Beispiel an einer Plünderung theilgenommen, im Quartier in Feindesland Dinge von Werth an sich genommen, die er nicht hätte nehmen dürfen, oder einem im Verscheiden begriffenen verwundeten Kameraden etwas versprochen, was er dann nicht gehalten — solch eine Sache, denk' ich mir, muß es sein, um die es sich handelt."

„Und Sie meinen, er habe bei der Reue über irgendeine solche Handlung doch nicht recht gewußt, ob er Ihnen, als seiner Erbin, die Last aufbürden solle, das begangene Unrecht wieder gut zu machen? Er habe deshalb einem andern die Entscheidung übertragen wollen, ob das um seines Seelenheils willen nöthig sei?"

„So denk' ich mir —"

„Und er hätte nicht wollen, daß Sie selber darüber entschieden, weil er fürchtete, Ihr zartes Gewissen würde zu eifrig sein, sich eine solche Last aufzubürden, auch wenn es in der That nicht nöthig . . ."

„Glauben Sie nicht auch, daß dies das Wahrscheinlichste?"

„Es mag ſo ſein", verſetzte Brigitte nachdenklich. In der That glaubte ſie an dieſe Deutung durchaus nicht. Das erklärte durchaus nicht die wunderlichen Zuſtände, in welche beim Anblick des Papiers der durch die Beichte eingeweihte Vicar gerathen war. Aber ſie war ja entſchloſſen, ſich jetzt ohne Zögern Aufklärung über das fragliche Geheimniß zu verſchaffen.

„Ich will den Brief leſen", ſagte ſie — „gleich, Marie! Es wird das Beſte ſein, doch laſſen Sie mich allein ſein dabei. Sie kennen Frau Frank. Wollen Sie ihr einen kurzen Beſuch machen? Und dann zu mir zurückkommen?"

„Gewiß. O, ich danke Ihnen, Fräulein Brigitte — ich wußte ja, Sie würden mir den Liebesdienſt erweiſen. Werde ich Frau Frank auf ihrem Zimmer finden?"

Brigitte ſchellte und bat das Mädchen, welches darauf erſchien, Fräulein Marie zu Frau Frank hinüberzuführen. Marie folgte ihr, Brigitte riegelte ihre Thür ab, nahm dann mit einer gewiſſen Haſt, die ihre hochgeſpannte Neugier verrieth, den Brief des Invaliden und zerriß das Couvert, das ohne jede Adreſſe war. — —

Nach faſt einer halben Stunde klopfte es leiſe an ihre Thür. Frau Bertha Frank, die Marie Gelſen erſt ein- oder zweimal geſehen und ſie dennoch lieb-

gewonnen hatte, mußte ſie ſo lange in ein Geſpräch verwickelt haben — mit pochendem Herzen klopfte Marie Gelſen deshalb nach ſo langer Zeit erſt wieder an Brigittens Thür. Aber ſie mußte noch einmal lauter pochen, bevor im Innern des Zimmers langſame Schritte ſich nahten und dieſe Thür aufging. Brigitte ſtand vor Marie — bleich, — mit einem ganz eigenthümlichen, wie ſtarren Blick, mit ſchweigend geſchloſſenen Lippen.

Sie ſchloß die Thür wieder und ging ſtumm zu dem Stuhl am Fenſter zurück, auf dem ſie geſeſſen, bis Marie gekommen. Hier, das Geſicht abwendend und die Blicke auf die ziehenden Wolken am Himmel richtend, ſagte ſie mit leiſer und tonloſer Stimme:

„Ich habe geleſen, Marie — das Beſte iſt, daß ich nicht im geringſten im Zweifel zu ſein brauche, wie ich die Entſcheidung fällen ſoll, die Sie in meine Hände gelegt haben ... Sie ſollen die Schrift Ihres Onkels nicht leſen.“

„Nicht?“ rief Marie Gelſen, doch mit dem leiſen Tone der Enttäuſchung aus.

„Nein — entſchieden nicht! Das Ergebniß wäre nur, daß es Sie innerlich unruhig machte und niemand glücklich — niemand! Es handelt ſich durchaus nicht darum, daß irgendein Unrecht, das an einem

fremden Menſchen oder ſeinem Eigenthum begangen wäre, wieder gut gemacht werden ſoll — nicht im mindeſten. Es handelt ſich um eine dunkle alte Familiengeſchichte, die wir nicht wieder aufwärmen wollen — deren Schatten nicht verdüſternd in Ihr gutes, klares, ſonniges Gemüth fallen ſollen. Marie! Der Vicar hatte ganz recht, daß er erſchrak, als er die unglückliche Schrift in Ihrer Hand ſah. Sie gute Marie! Sie würden gar nicht einmal recht verſtehen, um was es ſich handelt, und deſto mehr würde es Sie beunruhigen. Vielleicht kommt eine Zeit, wo Sie davon erfahren müſſen — ich will es Ihnen kundthun dann — wollen Sie mir es überlaſſen?"

„Gewiß — ich überlaſſe Ihnen alles, gnädiges Fräulein", verſetzte Marie mit ein wenig kleinlauter Stimme.

„Wollen Sie mir die Schrift zur Aufbewahrung überlaſſen, damit ich ganz ohne Sorgen ihretwegen bin — ich verſchließe ſie in meiner kleinen Kaſſette von Metall mit einem Sicherheitsſchloß . . ."

„Auch das", ſagte Marie, „aber ſobald es gut ſein ſollte, daß ich ſelbſt erführe . . ."

„Gewiß, gewiß, Sie können auf mich bauen, Marie, wie auf eine Schweſter!"

„Dann wäre das abgemacht", ſagte Marie. „Alſo

es bleibt alles bei Ihnen und ich gehe. Der Abend ist längst da und hohe Zeit, daß ich heimkehre."

„Ich begleite Sie — eine tüchtige Strecke weit", rief Brigitte aufspringend aus und ließ sich trotz Mariens ablehnender Bitte nicht davon abhalten, Tuch und Hut zu nehmen.

So gingen sie zusammen hinaus und auf dem Wege nach dem Städtchen mit der hohen alten Wallfahrtsburg dahin; aber ziemlich einsilbig beide. Marie sehr kleinlaut; sie hätte doch nun im Grunde sehr gern gewußt, was in dem ihr immer wunderlicher vorkommenden Briefe gestanden! Aber endlich — sie hatte nicht umsonst vom Landesgenius ihr Theil quietistischer Philosophie mitbekommen; und ein junges Mädchen war sie auch, in einem Alter, worin ein solches eine neidenswerthe Kaltblütigkeit allen geschäftlich oder urkundenartig aussehenden Dingen gegenüber besitzt; und so tröstete sie sich bald darüber, daß sie jetzt beim Heimgange so klug war „als wie zuvor." Das freilich hätte sie vor allem andern gern gewußt, was den Vicar beim Anblick der posthumen Stilübung ihres Onkels so in Bewegung gebracht — aber Fräulein Brigitte durfte sie ja glauben, daß es ihr nicht zu wissen fromme. Es frommt dem Menschen so vieles nicht zu wissen — mit diesem Satz war der ganze religiöse Unterricht,

den ſie erhalten, durchflochten, und die ganze Stimmung, welche dieſer Unterricht hervorgerufen, vertrug ſich mit bitterſter Verdammung des zu viel Wiſſenwollens; und Marie Gelſen hatte eine fromme, gläubige Kindesſeele. Deshalb kletterte ſie endlich ganz zufrieden bei dämmerndem Abendſchein den ſteilen Weg hinauf, welcher die letzte Strecke bildete, die ſie von ihrem Wohnort trennte; unten am Fuße der beginnenden Höhe hatte Brigitte ſie verlaſſen, um heimzukehren.

Wenn Marie zuweilen zum Athemſchöpfen ſtehen blieb und ſich dabei wendete, ſah ſie den weſtlichen Himmel links hinter ihr in prachtvollen Farben glühen, die unter einer dunkeln, faſt dräuend ausſehenden Wolkenſchicht im Weſten flammten. Darunter das breite, vom Wege, den jetzt Brigitte heimging, durchſchnittene, von ſchattenden Wallhecken und Gehölzen durchzogene Thal lag ſchon ganz im grauenden Dunkel — die Geſtalt der ſchlanken, mit raſchem energiſchen Schritt ſich heimwärts begebenden Freundin, die mit einer gewiſſen ſtürmiſchen Innigkeit, wie ſie ſie ihr nie gezeigt, Marie zum Abſchied eben umarmt und geküßt hatte, konnte dieſe nicht mehr mit den Augen da unten ausfindig machen.

Brigitte ſchritt in der That im Dunkel heim —

im wirklichen und im Dunkel von beängſtigenden Räthſelfragen, die ſich ihrer Seele bemächtigt hatten.

„Daß ſie mir — gerade mir dieſe Enthüllungen bringen mußte!“ hatte ſie leiſe vor ſich hingeſagt, nachdem ſie von Marie Abſchied genommen. „Welch verhängnißvolle Wendung ..., welches Glück für ihn! Mir, dem einzigen Weſen auf Erden, das gegen ihn nicht mit einer ſolchen Thatſache auftreten kann! Mit einer Thatſache, die ja auch durch nichts zu beweiſen iſt als ſolch eines alten Mannes verworrene unglaubliche Schreiberei! Ich — ich kann das nur — in Nacht und Schweigen verſinken laſſen! Ich kann ihn nicht vernichten — bei Gott, ich kann es nicht! Aber es allein, ganz allein in der Welt auf dem Herzen tragen — dieſes unſelige, ſchreckliche Geheimniß, werde ich es können?“

Siebentes Kapitel.

Worin der Autor als Schlußvignette zum vorigen eine Feldblume zeichnet.

Als Marie Gelsen im Städtchen oben angekommen war, wandte sie sich ihren Stübchen zu, die an die Mädchenschule angebaut waren. Dort legte sie Hut und Tuch ab, und dann verzehrte sie mit gutem Appetit das Abendessen, welches die Frau, die für ihre Bedienung sorgte — ihr selbst blieb ja nicht die Zeit, auch noch für ihr kleines Hauswesen zu sorgen — ihr hingestellt hatte. Und dann legte sie eine Weile die Hände in den Schos, blickte zu dem dunkelnden Abendhimmel auf, seufzte tief auf und erhob sich, um sich wieder ihr schwarzes Tuch umzuschlagen und noch einmal auszugehen. Sie schritt langsam den kleinen Hügelrücken vor der Schule hinauf, kreuzte den zur Burg führenden Weg und stieg an der andern Seite des Rückens die wenigen Schritte zur Wohnung ihres Oheims wieder hinab. Da harrte in den verlassen

ſtehenden Kammern jetzt ihrer niemand mehr — ſie hatte um niemand mehr dort ihre „liebe Noth“, und die ſchmerzliche Freude, einem geliebten Kranken wohlthun zu können — der brave alte Oheim war ja todt, und ſie hatten ihn fortgetragen, dahin, wo jetzt der heller und heller werdende Mond auf ſein Grab ſchien. Aber in ihren eigenen engen Stübchen, die ſo nüchtern und poeſielos waren, wie ſolche Gemeindebauten zu ſein pflegen, war es ihr unbehaglich und drückend heute, und die neue ſchöne Muttergottes der Sodalität, welche ihr der Vicar dahinein geſtiftet, und um welche die Nähterinnen, die Hanne und die Sanne, ſie ſo benedeten, milderte ihr da auch nicht im geringſten dies Gefühl der Einſamkeit und Unruhe.

So ging ſie durch den Obſtgarten hinter des Oheims Wohnung über die ausgetretenen Steinſtufen in deſſen Wohnkammer, die ſo viel größer war als ihre Stübchen, mit einem ſchönen alten Kamin darin und mit großen bleigefaßten Fenſtern, worin die Reſte alter Malereien ſo hübſche Farben auf die höckerigen alten Dielen legten, wenn der Mond über die Baumgipfel draußen emporkletterte und hindurchſchien. Marie Gelſen wollte ſich da, bis es Schlafengehenszeit war, in des Onkels Lehnſtuhl ſetzen; es war ihr, als könne ſie da viel beſſer nachdenken über alles, was heute vor-

gegangen und von Fräulein Brigitte und ihr geredet war, und über die ganze merkwürdige Sache mit dem Briefe, zu der ſie ſo gern doch nun wieder einen Schlüſſel gehabt hätte.

Sie konnte ihn nicht anders ſuchen als im Weſen und Gehaben und in den Aeußerungen und Erzählungen ihres Onkels, deren ſie ſich von Anfang an, ſeit ſie groß geworden, zu entſinnen anſtrengte. Er war eigentlich, das fiel ihr jetzt ſo recht auf — ein wunderlicher Menſch geweſen. Auch ſolch ein Philoſoph, ſo wie der Küſter Poll einer war, mit dem er deshalb am meiſten verkehrt hatte, aber freilich um ihn nach jedem längern Discurs mit ihm einen einfältigen Schwätzer, einen dummen Kerl zu nennen. Denn die Philoſophie der beiden alten Käuze war ganz entgegengeſetzter Natur. Poll, der Küſter, wandte die ſynthetiſche Methode bei ſeinen Speculationen an, und Gelſen, der Feldwebel, die analytiſche. Poll hatte als Küſter einen Glauben, um den ganzen Tromberg mit ſammt ſeiner Burgruine darauf aufs nächſte große Torfvenn verſetzen zu können, wenn es was genutzt hätte. Gelſen, der Feldwebel, ging wol in die Kirche, wie viel er aber eigentlich von den Sachen, die ſie da ausmachten, glaubte, das wußte man nicht recht. Poll hatte für alles eine Antwort und für jedes Ding eine Moral. Gelſen

hatte für alles eine Frage. Er hätte hinter Sonne und Mond Fragezeichen machen und darüber grübeln können, wer von beiden der beſte ſei.

Mit dieſer Neigung zu fragen und zu unterſuchen hatte er früh ſchon aus Marie ein nachdenkſames, aufmerkendes und überlegſames Kind gemacht. Denn ſolange Marie ſich erinnern konnte, hatte er ſich unter ihren Geſchwiſtern auf dem großen Sevendonkhofe, von dem ſie beide ſtammten, gerade ſie zu ſeinem Liebling ausgewählt und ſich mit ihr beſchäftigt. Und auch ihre Unarten in Schutz genommen; ihr Bedürfniß, müßig umherzulaufen; ihre Neigung, wenn ſie im Garten oder in der Küche helfen ſollte, hinter irgendeiner Wallhecke zu ſtecken und ſich da rothe Korallenſchnüre aus Vogelbeeren aufzureihen, oder im Bach, der am Hofe vorüberfloß, nach den Fiſchlein zu haſchen, wenn ihre Mutter glaubte, ſie ſtricke an den wollenen Strümpfen, die Thomas, der Großknecht, zu Michaelis beanſpruchte. „Laßt ſie doch laufen", hatte er dann geſagt; „wer kann denn ſagen, daß ein Menſchenkind, das ſich früh angewöhnt, wie ein Pferd zu arbeiten, beſſer daran iſt als eins, das ſein Plaiſir daran hat, müßig ſich die Sonne auf den Pelz ſcheinen zu laſſen und ſich mit wenig Arbeit lange zu behelfen verſteht? Wird's dadurch ein armer Schlucker mit der Zeit, ſo iſt's auch

noch nicht ausgemacht, ob vergnügliche Armuth nicht beſſer iſt als ſorgenvoller Reichthum; ſolch ein Reichthum, wie er unſern Staatskerl mit den krummen Beinchen da, den Jobſtherm, erwartet, unſern Anerben, der einmal ein großes Thier in der Bauerſchaft ſein, aber nicht wiſſen wird, wie er ſeine Geſchwiſter alle abfinden ſoll!"

Solcher Art war des Oheims Philoſophie geweſen, immer geneigt, die Dinge, wie Poll der Küſter es ausdrückte, von der „Hinterſeite" zu betrachten. Unter ihrem Einfluſſe hatte dann Marie aufwachſen können, wie eine Lilie auf dem Felde; das heißt, nicht gerade wie eine Lilie, denn die wuchſen auf den Weizen- und Flachsfeldern des Sevendonkhofes nicht, aber wie eine jener zierlichen, einfachen ſchneeweißen Winden, die unter allerlei Farrnkräutern, Schlehen, Geißblattranken und Eichenſtrünken auf den Wallhecken wachſen. Einfach und ſchneeweiß — denn ſo war ihre ganze Natur. Was an Eigenſinn, Leidenſchaft und kleinen Kindesſtücken in ihren erſten Jahren in ihr gelegen, das hatte ſich ohne allen Erziehungszwang von ſelber verloren, wie bei einem jungen Bäumchen, das an ſeinem Orte nicht recht gedeihen will und einige Jahre lang bald nach rechts, bald nach links hinüber in die Krümme geht und dann plötzlich ſchlank wird und in die Höhe wächſt

wie ein Tannenbaum. War es doch eine ſo geſunde Luft, in der ſie aufwuchs; eine ſo aufrichtige einfache Welt, mit einem ſo geregelten Gang wie eine Uhr, ein Uhrwerk, das aufgezogen wurde von der Natur, vom Wechſel der Jahreszeiten, von Säezeit und Mähezeit, von der Sommerhitze und der Winterkälte. Wie konnte eine gute Menſchenſeele da nicht gedeihen und mit ihrem beſten Leben nicht hineinwachſen in die Welt, die ſie umgab, und nicht ihre Schuldigkeit thun, die friedvolle Harmonie, die ſtille, leidenſchaftsloſe und keine Kataſtrophen, keine unvorhergeſehenen Störungen kennende Ruhe dieſer Natur widerzuſpiegeln? Sie fühlte ſich ihr ja innerlich ſo verwandt, ſo zu ihr gehörend, ſo ein Theil derſelben, daß, wenn die Vögel im Eichenkamp ihr zuſangen und ſie mitſang, ſie gar nicht mehr das Bewußtſein der Unterſcheidung dieſer Noten hatte. Es ſang aus ihrer Bruſt wie aus der der Amſeln, wie aus dem Säuſeln der Zweige und dem fernen Kukukruf all das eine frohe Naturgefühl; und der leiſe Wind kam dann über das Lupinenfeld dahergefahren und duftete nach den Blüten und kräuſelte ihr die aufflatternden Haare, als ob er ganz von Rechts wegen auch dabei ſei.

Und dabei war denn auch gewöhnlich der Ohm; denn das war ja immer ſo ſeine Gewohnheit geweſen,

wenn ſie draußen ſich entweder müßig umhertrieb, oder wenn ſie da zu thun hatte, wenn ihr z. B. oblag, die Kühe draußen zu beaufſichtigen, daß ſie nicht in die junge Telgenſchonung brachen, ihr nachzugehen, ſich neben ſie ins Gras zu ſetzen, ſeinen Maſerkopf zu ſtopfen und ihr vorzuplaudern von allen möglichen Dingen, die ſie verſtehen konnte, und oft, wenn ſie auch noch ſo gut Acht gab, gar nicht verſtehen konnte, aber die ſie doch zwangen, nachzudenken, ehe ſie antwortete. Und ſo lernte ſie denn, als ſie mehr und mehr heranwuchs und nun die Schule beſuchen mußte, auch da ſo gut antworten, daß ihr endlich die alte Lehrerin, die ſie immer lobte und ganz ins Herz geſchloſſen hatte, ſagte, es ſei ſchade, wenn ſie nicht weiter lerne, eine vortreffliche kleine Schuljungfer würde ſie abgeben. Für Marie war das ein ganz befremdlicher Gedanke — daß ſie in einer Schule lehren und ganz allein zu befehlen haben ſollte, kam ihr ganz komiſch vor, und daß ſie dann für ihr Leben lang in die vier kahlen geweißten Schulwände eingeſperrt bleiben werde, ganz abſchreckend; aber weiter lernen, ſich unterrichten, mit Büchern zu thun haben ſtatt mit Plätteiſen oder Milcheimern, das wollte ſie ſchon, und ſo ließ ſie es fürs erſte auf ſich beruhen. Als ſie dann aber größer wurde, und der Paſtor auch dazu rieth, da ſprach

ſie mit dem Ohm darüber, und der kam dann wieder mit einer ſeiner Fragen, und das gab den Ausſchlag.

„Du mußt es wiſſen, Marie“, ſagte er, „willſt du lieber, wie es meiſt bei den Schuljungfern der Fall iſt, da unſere jungen Burſchen nicht das Herz haben, ſich an ſolch eine weiſe ſchwarze «Kloppe» zu wagen, dein Leben lang allein und für dich bleiben — oder willſt du lieber einen von dieſen tappſigen jungen Schlingeln heirathen, deren jetzt ſchon genug anfangen über den Zaun herüber nach dir zu ſchielen? Glaubſt du, daß es beſſer für eine Frauensperſon ſei, all ihr Leben und all ihr Denken und Hoffen auf ſolch einen Mann zu ſtellen, wie du ihrer denn ja zehn für einen bekommen könnteſt — oder ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu bewahren, daß ſie thun und laſſen und denken und ſagen kann was ſie will, und ſich zu den Menſchen ſtellen, je nachdem ihr die Menſchen gefallen oder nicht gefallen?“

Dieſe Frage des Oheims gab den Ausſchlag. Bei ihr brauchte ſie ſich auf eine Antwort nicht zu beſinnen.

„Heirathen? Einen von den Jungen, die an den Sonntagsnachmittagen kommen und mit den Brüdern Kegel ſchieben? Nein, Ohm, das will ich nicht!“

„Gut denn — ſo werde du Lehrerin! Es iſt mir

auch lieber ſo!“ ſagte der Oheim, zufrieden mit dem Kopfe nickend — „viel lieber!“ — —

Ueber dies alles alſo dachte in dieſer Stunde in der verödeten Kammer des Ohms Marie nach, während der Mond höher ſtieg und ihr immer deutlicher einen großen röthlichen Fleck, den Widerſchein einer der farbigen Scheiben, vor die Füße malte. Sie ließ das alles an ſich vorübergehen und ſuchte ſich alles Sprechens und Erzählens zu erinnern, das ſie von dem Ohm zu hören gewohnt geweſen. Aber auf nichts, auf gar nichts beſann ſie ſich, was ihr einen Schimmer von Licht geworfen hätte auf das, was ſein Brief enthalten konnte. Und ſo gab ſie's denn endlich ſeufzend auf, all dies Nachdenken. Daß ſie ſich mit der Ruhe einer Seele, deren Grundſtimmung eine Weihe von oben hat, gut zu tröſten wußte über das Verſchloſſenbleiben von Geheimniſſen, die nun einmal den Menſchen nicht kundgethan werden, ſahen wir ſchon; — und bei dieſem Geheimniß handelte es ſich ihr im Grunde ihres Herzens auch eigentlich nicht ſo ſehr darum, daß ſie gern gewußt hätte, was in dem dicken Briefe des Oheims ſtand, als was Wilhelm Egbering dabei ſo erſchreckt und außer ſich verſetzt habe und ſo räthſelhafte Reden halten laſſen!

Es war ſicherlich ſpät geworden — nach ihrer klei-

nen ſilbernen Uhr konnte Marie wegen der Dunkelheit nicht mehr ſehen, aber gewiß mußte der Nachtwächter bald die zehnte Stunde ausrufen. Ein wenig fröſtelnd ſtand Marie auf; ſie ſah, wie über den Fuß des breiten Schranks in der Ecke ein Schatten glitt, der von draußen geworfen ſein mußte. Es ward ihr unheimlich — wenn nun der wunderliche Oheim wieder zurückkäme, zu ihr in die verlaſſene Stube — Marie zog ihr Tuch dicht um ihre Schultern, griff nach dem Schlüſſel der Wohnung, den ſie neben ſich auf den Tiſch gelegt, und ging raſch davon, um, wie ſie gekommen, durch den Baumgarten hinten, heimzukehren. Als ſie draußen auf den Steinſtufen ſtand und die Hausthür abſchloß, fiel wieder ein Schatten auf den Boden neben ihr. Erſchrocken wendete ſie ſich.

„Mein Gott", ſagte ſie, mit der Hand zu ihrem hochaufſchlagenden Herzen fahrend, — „Sie ſind es, Herr Vicar! Wie können Sie mich ſo erſchrecken!"

„Ich wagte nicht, zu Ihnen einzutreten, Marie — um dieſe Stunde — ſo wartete ich hier!"

„Aber weshalb . . ."

„O zürnen Sie mir nicht — zürnen Sie mir nicht", fiel er mit einer Stimme, die eine furchtbare Erregung verrieth, ein — „es ging um mein Leben — ich konnte dieſe Nacht nicht zubringen, ohne ein einziges Wort

nur noch mit Ihnen gewechſelt zu haben! Und da ich Sie hier wußte . . .“

„Welches Wort?“

„Marie, Sie waren auf Bellersheim heute — waren Sie da?“

„Ich war da.“

„Sprachen mit dem Fräulein — über den Brief!“

„Ich ſprach mit ihr darüber, gab ihn ihr . . .“

„Und ſie las ihn?“

„Sie las ihn — und hat ihn dann behalten.“

„Ohne ihn Ihnen zu geben?“

„Ohne ihn mir zu geben!“

„Auch ohne Ihnen ſeinen Inhalt zu enthüllen — anzudeuten . . .“

„Sie hat gemeint, ich brauche es nicht zu erfahren, und hat den Brief weggeſchloſſen.“

Durch die geſpannten Züge des Vicars, in deſſen Antlitz der helle Mond ſchien, ging eine zitternde Regung, die wie eine plötzliche heftige Rührung ausſah; um ſeine Lippen zuckte es, als wenn er hätte in Thränen ausbrechen können; und da er zudem ſeine Hände wie zum Beten zuſammenfaltete, ſah er aus wie ein großes weinendes Kind.

„Gott ſei gelobt! Gott ſegne das Fräulein — und Sie, Marie“, ſagte er dann mit tiefem Aufathmen.

„Aber jetzt gehen Sie, Vicar — wenn uns jemand ſähe", flüſterte Marie geängſtigt.

„Ja, ich gehe", verſetzte er haſtig. „Gute Nacht, Marie, mögen alle guten Engel Ihren Schlaf behüten!"

Damit wandte er ſich und ging raſch und unhörbaren Schrittes unter dem Schatten der Obſtbäume zum Baumgarten hinaus auf die Straße.

Marie ſtand noch eine Weile und ſah ihm nach und wartete, bis die dunkeln Umriſſe ſeiner Geſtalt verſchwunden waren.

Sie ſchüttelte den Kopf, ſeufzte tief auf und dann ging auch ſie ihrer einſamen Wohnung zu.

Achtes Kapitel.

Worin zwei alte Herren einen heroiſchen Entſchluß faſſen.

Am Vormittage des folgenden Tages hatte Frau Bertha Frank eine ziemlich lange andauernde Unterredung mit dem Baron, nach welcher dieſer mit einem ein wenig verdüſterten Geſicht bei Tiſche erſchien und durch eine gewiſſe Theilnahmloſigkeit an der Unterhaltung hinreichend verrieth, daß ihm etwas abſonderlich Störſames in die Quere gekommen ſein müſſe.

Nachdem die Tafel aufgehoben war und die ältern Herren ſich ein Stündchen ſtiller Zurückgezogenheit gegönnt — „um über den Dienſt nachzudenken“ pflegte der Oberſt zu ſagen — wollte man ſich zum Kaffee wieder unter der Linde zuſammenfinden; aber dies wurde heute verhindert durch das Wetter — oder beſſer durch etwas anderes, was, juſt als ob man in dieſen von der Sonne mit einer ganz unmotivirten Antipathie in ihrem Daſein ſo oft gänzlich ignorirten Landſtrichen

des guten Wetters zu viel habe, es gefliſſentlich gründlich zerſtörte und austrieb. Es war dies ein qualmiger, übelriechender graugelber Rauch, der ſich von Nordweſten her dichter und dichter heranwälzte, über die Dächer von Bellersheim flutete und auf den Hof niederſenkte, als ob er ſich, in eine zähe Maſſe verdichtet, darauf zum Uebernachten niederlegen wolle; jener torfbrenzliche, Kälte und Wind über die Lande führende Dunſtqualm, der Haarrauch, mit dem jetzt ſeit Jahrhunderten der gutmüthige Quietismus der Autochthonen ſich jedes Frühjahr verderben, ſeine Obſtblüten kränken, ſeine Tage vergiften läßt, damit hinten in noch unexplorirten Tiefen eines „dunkeln Welttheils" armſelige Ernten auf Mooräckern gedeihen, die man beſſer thäte, den Kibitzen und den Rohrdommeln zu überlaſſen.

Die Sonne verſchwand dabei und ward ein ſchmuziggelbes falbes Auge, das mit ſchielem Blick und einem wunderlich verkniffenen Ausdruck apathiſch in dies Erdenelend lugte. Durch die Blätter der Linde ging ein kaltes Wehen, ſie rauſchten wie fröſtelnd und ſchaudernd auf; die Schwalben kamen verſchüchtert und ängſtlich aus der Höhe und ſtrichen verſtört dicht am Boden hin und her — von den Schloßgräben herüber tönte wie ein herzbrechendes Lied der Melancholie der lang-

gezogene Klageruf jammernder Enten. Die ganze Schöpfung war in Leid über den abſcheulichen Unfug — nur der Quietismus der Menſchen nahm die Sache mit bewunderungswürdiger Sanftmuth hin, weil ihre Väter und Urväter ſie nun einmal ſo hingenommen hatten, und die Idee, ihr ein Ende zu machen, jenes Ei des Columbus war, das noch keinem eingefallen zum Stehen zu bringen. Der Baron begab ſich in ſein Wohnzimmer und nahm ſeine beiden alten Freunde mit dahin — man mußte ſich da im kleinen Kreiſe die Zeit zu verplaudern oder irgendeinen Zeitvertreib ſuchen. Der Geheimrath fand, wenn er ſich in dem großen, mit den mannichfaltigſten Dingen angefüllten Zimmer befand, ja immer auch etwas erfreulich Wackelhaftes, befriedigend aus dem Leim Gegangenes, mit deſſen Heilung und Reparatur er ſein eminentes praktiſches Geſchick bethätigen konnte.

Heute aber ſollte ein Zeitvertreib ſich in ganz ausreichendem Maße den Herren aufdrängen.

Auf dem Teppich neben dem Schreibtiſch des Barons lag ein hoher Stoß beſtäubter, vergilbter Scripturen, Actenhefte und Bücher.

„Da ſchaut euch dieſen Haufen ſchriftlichen Elends an“, ſagte der Baron darauf deutend — „da liegt er!“

„Was iſt damit?“ fragte der Oberſt, ſich auf einem

Eckdivan ausſtreckend, während der Geheimrath ein Lorgnon hervorzog und einen ſcheu prüfenden Blick auf den kleinen Papierberg warf, um dann, in einen unfern davon ſtehenden Seſſel geſtreckt, ſich eine Cigarre zu entzünden.

„Was wird es ſein", ſagte er dabei — „die Acten über die Ablöſung von zehn Groſchen Wortgeld und einem halben Dutzend Eier, die ein Kötter dem Baron jährlich bringen muß."

„Vielleicht", meinte der Oberſt, „die Documente über das Recht eines jeweiligen Despoten auf Bellersheim, wenn er in ſeiner Hoveſaat jagt, über den Hof eines Bauern mit zwei Hunden und einem Jäger zu gehen ..."

„Nichts von dem", antwortete der Baron ſeufzend. „Ich würde mich dann hüten, mir die Beſcherung ins Zimmer kommen zu laſſen. Was ſie mir da hingelegt hat, iſt — Weibercaprice, — die unvernünftige Schrulle eines leichtſinnigen jungen Mädchenkopfes, der ſich den Henker darum kümmert, in welche Noth und Pein er einen alten Mann mit ſeinem Eigenſinn bringt — ich habe heute Vormittag eine feierliche Geſandtſchaft des Fräuleins Brigitte von Norentin erhalten; Frau Bertha Frank als bevollmächtigter Miniſter und außerordentlicher Geſandter dieſes ſouveränen Querkopfes hat mir anzudeuten gehabt, daß ihre Hoheit ſich in keiner Weiſe

von der Erſcheinung und Perſönlichkeit ihres «Vetters» ſo angezogen und angemuthet fühlten, um je an eine Verbindung mit demſelben denken zu wollen, und daß ſie insbeſondere mich gewarnt zu ſehen wünſchten, bei meiner letztwilligen Verfügung über mein Erbe eine Verbindung dieſer beiden Prätendenten vorauszuſetzen."

„Ich dachte es mir", ſagte lächelnd der Geheimrath, „daß ſich die beiden nicht zueinander finden würden. Brigitte iſt eine Natur beſonderer Art — um ſie zu gewinnen muß etwas anderes kommen als ein duftiger Jüngling von der «Garde»."

„Was haben Sie gegen ihn?" fragte lebhaft der Oberſt. „Mir ſcheint das ſehr thöricht von Fräulein Brigitte; er iſt ein ſehr wohlerzogener junger Mann, gegen den ſich nichts einwerfen läßt . . ., wenn ſein Weſen, ſeine Art ſich auszudrücken, euch hier auch fremdartig berührt, ſo ſteckt doch ein höchſt reſpectabler und tüchtiger Kern in ihm — dafür hat unſereins, der ſeine Erfahrungen über das junge Volk gemacht hat, ein Auge! Wäre Brigitte meine Tochter —"

„Was würden Sie dann thun? Ihr eine Rede halten mit einer gründlichen Auseinanderſetzung, daß ſelbſt Wittekind keinen angenehmern Lieutenant in ſeiner Garde gehabt? . . . Das würde ihr viel imponiren!"

„Laſſen wir Wittekind aus dem Spiele, Geheim-

rath; obwol Sie einmal einen gründlichen Vortrag über ihn in Ihrem hiſtoriſchen Verein halten wollten, verſtehen Sie doch nicht das Allermindeſte von dem, was ihn angeht . . . ich verſichere Sie —"

„Aber ich bitte euch", rief der Baron dazwiſchen, „was kann mir euer Wittekind dabei helfen! Laßt mich lieber zu Ende reden. Meine Hoffnung, über alle Verlegenheiten und alle Qualen des Entſchluſſes hinauszukommen, iſt alſo zu Waſſer geworden. Ich muß mich entſcheiden: «Hie Welf, hie Waiblingen!» Und wahrhaftig, um euch meine Schwäche offen zu geſtehen, es iſt mir damit etwas zugemuthet, was mehr iſt, als ich leiſten kann. Gut, Erbe, Dienſtleute, meine Anlagen, meine Wälder, meine Pflanzungen, meine ſchönen alten Eichen, die mein Stolz ſind, wie ſie meines Vaters Stolz waren, alles das einem jungen Manne zu übergeben, der es vielleicht, ehe zehn Jahre vergehen, an die Juden gebracht hat? — Und auf der andern Seite, es einem jungen Mädchen hinterlaſſen, die es zu würdigen, zu reſpectiren wiſſen würde, aber die bereits ganz hinreichend reich iſt, und die vielleicht einmal ihre Hand einem Manne gibt, der ſich am Ende als ein noch viel ſchlimmerer Windhund, als Alfred je werden könnte, erweiſt? Es iſt zum Verzweifeln!"

Der Baron klappte mit großer Niedergeſchlagenheit

ſeine Hände zuſammen, ſtützte die Ellbogen auf ſeine Knie und blickte vornübergebeugt zu Boden.

„Laſſen Sie die beiden jungen Leute loſen darum!“ ſagte der Oberſt.

„Ich bitte Sie“, fiel ihm der Geheimrath ins Wort, „zu einem Lotterieſcherz iſt die Sache nicht angethan; laſſen Sie ſie doch lieber ein Vielliebchen darauf hin eſſen.“

„Ihr ſeid ein Paar leichtſinniger alter Geſellen“, ſagte der Baron; „während ihr darüber ſcherzt, zwingt mich die Sache zu einer grauenhaften Anſtrengung und Verbitterung meiner nächſten Tage, Wochen, Monate vielleicht! Ich muß, um meinem Gewiſſen zu genügen, ergründen, weshalb eigentlich die B. Norentins die Stammgüter ihrer Familie beſitzen, die dem Anſchein nach die A. Norentins als ältere Linie haben müßten. Ich muß wiſſen, was es denn eigentlich geweſen iſt, was dieſe ausgeſchloſſen und enterbt hat. Es hilft nichts, ich muß mich opfern und auf den Grund der Sache kommen, koſte es was es wolle, koſte es den Frieden meiner Tage und den Schlaf meiner Nächte. Ich muß ſicher ſein, daß die A. Norentins nicht bereits einmal übervortheilt, verdrängt, vielleicht unverantwortlich betrogen ſind; denn ſind ſie das, dann iſt meine Hand gebunden; ich kann als ehrlicher Mann dann

nicht ihnen auch noch die bellersheimſchen Güter entziehen . . .“

„Das hat ganz ſicherlich ſeine Richtigkeit“, meinte lebhaft der Oberſt.

„Und der Actenſtoß da?“ fragte der Geheimrath.

„Enthält alles, was über die alte Angelegenheit aus den Tagen der Großväter übrig iſt — ich habe es mir aus dem Norentin'ſchen Archive zu Willharing überſenden laſſen! Und das, das muß ich nun durchleſen — von Anfang bis zu Ende!“

Der Baron ſprach das mit einem ſo tragikomiſchen Jammer aus, daß der Geheimrath, der in ſeinem Leben manches Schlimmere bewältigt hatte — was er jetzt freilich ſeinen jüngern Räthen und Aſſeſſoren überließ — in ein lautes Lachen ausbrach und dann ſagte:

„Hören Sie, Baron, wenn Sie darüber in ſolcher Verzweiflung ſind, ſo will ich Ihnen einen troſtreichen Vorſchlag machen. «Getheiltes Leid iſt halbes Leid.» Wir wollen uns in die Arbeit theilen. Wir laſſen den Papierwuſt da genau abwägen; jedem von uns wird genau auf Pfund, Loth und Quentchen ein Drittheil übergeben, das er zu prüfen und zu bewältigen hat, und dann wird darüber in feierlicher Sitzung referirt. Einer beginnt mit dem Anfang und berichtet, was im erſten Drittheil dieſer Scripturen enthalten iſt, der

andere fährt fort mit dem Inhalt des zweiten Pensums, und der letzte, — das sollen Sie sein dürfen, Baron, da doch kein Zweifel ist, daß Sie am letzten mit Ihrer Aufgabe fertig werden — der letzte gibt den Schluß. . . . "

Der Oberst schüttelte den Kopf:

„So unpraktisch, wie es sich von dem «praktischen» Geheimrath nur erwarten ließ! Sehen Sie denn nicht voraus, Geheimrath, daß, wenn der Baron zum Vortrag kommt, wir längst unsere Ermittelungen aus unserm Stück der Acten vergessen haben werden?"

„Das thut nichts", fiel der Geheimrath ein. „Wir ziehen Derschau als Protokollführer zu den Sitzungen; er muß unsere Berichte schriftlich festhalten. Am Ende gibt dann jeder sein Votum ab, und der Baron entscheidet!"

Mit bedeutend erhellter Miene hatte der Baron den Vorschlag des Geheimraths angehört; jetzt fiel er lebhaft ein:

„Und nun bin ich noch der am meisten Praktische von euch allen. Wir ziehen Derschau in die Sache, nicht als Protokollführer, sondern als Rath des Collegiums mit Sitz und Stimme und übergeben ihm mein Drittheil der Acten —"

Die beiden andern lachten und gaben bereitwillig

zu, daß dies vom Standpunkt des Barons aus das Allerpraktiſchſte ſei. Auch kam man bald dahin überein, daß die Sache Herrn von Derſchau vorgetragen werden müſſe, und der Baron klingelte und ließ den jungen Monſignore herüberzukommen bitten. Dieſer erſchien nach einiger Zeit, und als ihm der Stand der Dinge vorgetragen war, nahm er einen Stuhl und ſetzte ſich neben den Actenſtoß, um dieſem erſt einige Aufmerkſamkeit zuzuwenden, bevor er ſeine Zuſage ertheilte.

„Die gebundenen Bücher", ſagte zur Erläuterung der Baron, „ſind Tagebücher, welche ein alter Domherr über die Vorgänge in ſeiner Familie geführt hat . . ."

„Die dürfen dem Oberſten nicht in die Hand fallen", bemerkte Derſchau dabei, „er zieht ſonſt boshafte Gloſſen über das Leben des Klerus von früher daraus."

„Nimm ſie auf deinen Theil, Clemens", verſetzte der Baron. Derſchau nickte und las, eine ſchwere dicke Acte aufnehmend, den Titel derſelben:

„Aufzeichnungen über das Anno 1759 unter dem Weißdorn am Grafenhagen abgehaltene Femgericht . . ."

„Um Gottes willen", rief hier der Geheimrath dazwiſchen, „nur das nicht in die Hände des Oberſten gegeben — das Femgericht iſt eine Einrichtung Karl's des Großen, und ſtatt uns zu berichten, was da vor-

gekommen iſt, würde der Oberſt uns nur von den Bosheiten dieſes unglücklichen Frankenkönigs erzählen."

„Mitnichten", unterbrach ihn der Oberſt, „das Femgericht iſt nur eine Ausgeſtaltung der alten Volksgerichte, die ſchon unter den Sachſen Wittekind's . . ."

„Na, da wären wir denn glücklich wieder einmal bei ihnen angelangt", fiel ihm der Baron ins Wort; „aber ich ſtimme ebenfalls dafür, daß das Femgericht dem Geheimrath zufalle als Belohnung dafür, daß er der Erfinder unſerer glücklichen Idee iſt!"

Dabei blieb es denn nun, und man kam überein, daß jedem für die Erledigung ſeiner Aufgabe acht Tage Zeit gelaſſen werden ſollten.

Und dieſe acht Tage hindurch wurden nun die drei betreffenden Herren in einer für die übrige Geſellſchaft nicht ſehr verbindlichen Weiſe einen großen Theil des Tages hindurch unſichtbar. Alfred von Norentin ſchien nicht geneigt, die Gelegenheit zu ergreifen, um ſtatt ihrer ſich durch deſto eifrigere Entfaltung ſeiner Unterhaltungsgabe, wie es jetzt am Platz geweſen wäre, liebenswürdig zu machen. Im Gegentheil, er ſprach wenig, und durch das, was er ſprach, ging immer ein ironiſcher moquanter Zug. Immer wieder brachte er Dinge vor, welche allen landesüblichen Anſchauungen ins Geſicht ſchlugen, und wobei der Baron ſich dann jedesmal

geſtand, daß er ihm jetzt doch eigentlich recht gründlich misfalle!

Brigitte hätte naturgemäß ihre Antipathie gegen ihn auch nur geſteigert fühlen müſſen. Und doch, es war ſeltſam, aber es ſchien ganz das Umgekehrte der Fall. Sie glaubte Alfred von Norentin zu durchſchauen. Er gehorchte ſeit einiger Zeit ganz offenbar ja nur noch dem Bedürfniſſe, ſich in ihren Augen von dem Vorwurfe zu reinigen, den ſie ihm gemacht hatte. Indem er ihr zeigte, daß er durchaus nicht der Mann ſei, der durch Verhehlen ſeiner Meinung, durch Verbergen ſeiner Ueberzeugung ſich einſchmeicheln und die Gunſt des Barons gewinnen wolle, gab er friſchen und fröhlichen Muths ſein Erſtgeburtsrecht für das Linſengericht ihrer Achtung dahin. Er mußte auf dieſe Achtung alſo mehr Gewicht legen, ihre Gunſt mußte ihm kein Linſengericht ſein — es war eine große und überaus ſchmeichelnde Huldigung für ſie. Und dann war noch etwas, was ihr dieſen Vetter nun ſo plötzlich in ſeltſamſter Weiſe nahe gerückt, den Gedanken an ihn in ihr ganzes Gemüthsleben verflochten. Und das, das war — der Brief, der ſchreckliche Brief des Invaliden! Der Inhalt dieſes Briefes hatte Alfred von Norentin's ganze Exiſtenz, ſein Leben in ihre Hände gegeben — und welche warm empfindende Menſchen-

ſeele kann das Bewußtſein ſolch einer Macht über einen andern Menſchen in ſich tragen, ohne ſich mit ſtarken Fäden des Gemüths ihm verbunden zu fühlen?

Der Baron ſchlug an einem der folgenden Tage vor, auch ohne die drei beſchäftigten Herren den projectirten Ausflug zu einem großen Bauerhofe zu machen. Man hatte mehrere in der Nachbarſchaft zur Auswahl; aber Brigittens lebhafter Wunſch, daß man den Sevendonkhof wähle, entſchied für dieſen, obwol er der entfernteſte war. Man brach nach Tiſche auf und zog über kleine Heiden, durch Tannenſchonungen, über Ackerfluren und durch Laubwaldungen, und erreichte endlich ziemlich ermüdet den Hof. Er war ſchöner und ſtattlicher als alle, welche Alfred Norentin noch geſehen. Jenſeit eines klaren, eine große Waſſerfülle führenden Baches, über den eine Laufbrücke führte, lag er da — rechts unmittelbar am Bache ſtand ein alter wehrhafter Thurm; das Haupthaus ſelbſt umſtanden prächtige alte Eichen. Der Bauer, ein noch junger Mann — es war Jobſtherm, dem einſt, als er noch ein kleiner Junge war, der Ohm Feldwebel ſeine krummen Beinchen vorgeworfen — empfing ſeine Gäſte mit einer gehaltenen Würde. Er ſtreckte dem Baron ſeine Rechte entgegen, verzichtete aber, indem er dann gleich ſich wandte und ins Haus zu treten bat, auf die Ehre einer Vorſtellung

der Geſellſchaft. Neugier an den Tag zu legen, wer denn eigentlich ſein Haus beehre, wäre nicht anſtändig geweſen. Die Herrſchaften waren ſeines alten Bekannten, des Barons, Begleiter, und das genügte. Auch war es merkwürdig, wie wenig Aufregung das plötzliche, unerwartete Erſcheinen einer ſo großen Geſellſchaft in dem weiten Hauſe verurſachte. Die Hausfrau, eine blonde, kleine Frau mit einem Geſicht wie Milch und Blut, legte ruhig ein Kind, mit dem ſie ſich beſchäftigte, in die hinter dem Herd ſtehende Wiege und ließ dieſe in ein Hinterzimmer bringen. Die Frau gab nun der Magd kurze Weiſungen; der Bauer führte ſeine Gäſte durch eine Seitenthür in den Baumhof hinter ſeinem Hauſe, wo auf dem Rain zwiſchen dem Haus und dem ſich windenden Flüßchen Bänke aufgeſchlagen waren — ein Knecht brachte bald ein paar Tiſche heraus und die Magd kam mit Tüchern und Kaffeegeſchirr. Das alles ging mit einer Ruhe vor ſich, als ob es zum feſtſtehenden Verlaufe der Tagesarbeit gehöre; nur während dann Frau Bertha Frank die Obliegenheiten der Hausfrau, welche nicht erſchien, übernahm, ſetzte der Bauer ſich zu ſeinen Gäſten und führte die Unterhaltung mit dem Baron. Alfred von Norentin miſchte ſich in dieſelbe mit einer Frage nach der Be-

deutung des ſtarken viereckigen Thurmes, worauf der Bauer eine nicht ganz ausreichende Erklärung gab.

„Der Höfe, auf welchen noch ſolch ein alter feſter Thurm ſteht, gibt es nicht viele mehr im Lande", ſagte er; „viele haben noch breite Waſſergräben zum Schutze um ſich herum; aber die Thürme ſind ſelten. Mein Vater ſelig ſagte immer, mit dem Thurm ſeien viele Gerechtigkeiten verbunden geweſen, die Gerichtsbarkeit zum Beiſpiel; in alten Zeiten habe unſer Sevendonkhof ſeinen eigenen gelehrten Richter gehalten."

„Iſt das möglich, daß ein Bauerhof ſolche Rechte ausübte?" fragte Alfred Norentin.

„Gewiß", fiel der Baron ein. „Auch der unfreie hörige Bauer ſogar hat mitunter über einen kleinen Diſtrict eine Jurisdiction ausgeübt und ſich dazu einen Juriſten als Patrimonialrichter beſtellt — er iſt ein unfreier höriger Mann, kann aber dennoch ſich freie, ja ſtudirte Leute als Beamte halten. Da ſehen Sie, welch erträglicher Zuſtand hier im Lande die Leibeigenſchaft war! Uebrigens war dieſer Sevendonkhof nicht hörig. Seine Beſitzer waren «Freibankbauern», ſie gehörten zu den wenigen, die ganz wie unſere «Sattelmeyer», ſich ihre altgermaniſche Freiheit faſt intact erhalten hatten."

Der Bauer nickte dazu und ſagte mit einer halblauten Beſcheidenheit gleichmüthig:

„Ja, wir ſind immer freie Leute geweſen, hat mein Vater geſagt, und was den Thurm angeht, ſo meinte er auch, der ſei ein Wahrzeichen, daß die Freien-Stuhls-Gerechtigkeit bei dem Hofe geweſen, denn die Freibank, die bedeute das Femgericht, das ehemals hier gehalten worden, unter dem Weißdorn am Grafenhagen wäre es genannt worden, und was ſein Großvater geweſen, der habe auch in den funfziger oder ſechziger Jahren im verfloſſenen Jahrhundert an der genannten Stelle den Freien Stuhl beſetzt und zu Gericht geſeſſen."

„Intereſſante Erinnerung", — fiel hier Alfred Norentin ein — „worüber ſaßen denn dieſe Leute damals noch zu Gericht?"

„Nur über kleine Vergehen — Forſtfrevel, Feldbiebſtähle und dergleichen", entgegnete der Baron, — „die eigentlichen Verbrechen waren ihnen längſt entzogen und vor die ordentlichen Gerichte gewieſen."

„Nein, dazumal", meinte hier der Bauer, „ſoll es ſich doch um andere Dinge gehandelt haben — es hat ſich um einen Mord, ein Sacrileg gehandelt — mein Vater aber wußte weiter nichts Beſtimmtes darüber, als daß . . ."

Der Bauer ſchwieg und räusperte ſich; mit einem

wie verlegen ausſchauenden Geſicht blickte er zur Seite und gab dem krummbeinigen Teckel, der herbeigelaufen kam und die Fremden umſchnupperte, einen Tritt.

„Es handelte ſich“, fiel hier Brigitte lächelnd ein, „um einen Norentin, den die geſtrengen Herren Bauern vor ihre Freibank gezogen hatten. — Ihr dürft das ſagen, Sevendonk, denn wenn dieſer Norentin auch mein Urgroßvater war, ſo braucht darum doch keine Feindſchaft zwiſchen uns zu ſein.“

„Ich weiß nicht, ob es des Fräuleins Urgroßvater war“, verſetzte mit einem leiſen Erröthen der Bauer, aber von Norentin hieß er, das hat ſeine Richtigkeit. Es iſt aber auch alles, was ich von der Sache weiß.“

„So wiſſen wir beide nicht viel davon“, fuhr Brigitte fort, „denn ich habe meine Aeltern nur als von einer Tradition davon reden hören, daß man an einem Freiſtuhl im vorigen Jahrhundert noch meinen Urgroßvater Burkhard von Norentin verfemt und geächtet habe . . .“

Der Baron gab bei dieſer Wendung, die das Geſpräch genommen, Zeichen von Unbehagen, er räusperte ſich mehrmals und fiel jetzt ein:

„Der junge Herr hier, Sevendonk, iſt ebenfalls ein Norentin und dient bei der Cavalerie — Ihr müßt

ihm ſchon den Gefallen thun und ihn Euere Fohlen ſehen laſſen!“

„Mit Vergnügen“, verſetzte der Bauer aufſtehend; „der Knecht ſoll ſie aus dem Stalle holen.“

Während er gegangen war, ſagte der Baron:

„Solch ein Hof wie dieſer iſt ein vortrefflicher Platz, um da Studien über das Princip der Ariſtokratie zu machen. Der Bauer iſt ein Menſch, vielleicht gerade ſo roh und innerlich ſeelenarm wie der unterſte Plebs. Aber welche Haltung, welche Würde, welche Kraft der Selbſtbeherrſchung gibt ihm der große ererbte Beſitz mit ſeinen ernſten Traditionen. Er flößt ihm ein Bewußtſein von dem, was er ſich, was er ſeiner Stellung ſchuldig iſt, ein, ein Bewußtſein, in dem ein großes bildendes Element liegt, das ihn trägt und auch in der Beurtheilung der Welt und der Dinge weiſe macht. Weil er ſelbſt auf einem poſitiven Boden ſteht und eine Autorität unter ſeinen Köttern iſt, wird er kein «negativer» Alltagsmenſch werden können und auch im Staat und in der Geſellſchaft die Autorität achten. Ein Parlament von ſolchen Bauern hätte niemals die herzbrechend dumme, geradezu verrückte Einrichtung des allgemeinen Stimmrechts, die uns geradeswegs in den Abgrund hineinſpedirt, zugelaſſen . . .“

„Ein bildendes Element liegt ſicherlich auch im Beſitz,

ſchon weil ſeine Ausübung nach vielen Richtungen hin die Anſtrengung der Geiſteskräfte fordert", verſetzte Alfred; „ich meine aber, daß ein paar auf einer Schule zugebrachte Jahre auch den ärmſten Menſchen mehr bilden als der lebenslängliche Beſitz eines Bauerhofs."

„Intellectuell mag das richtig ſein — ſittlich nicht!" ſagte der Baron.

Alfred Norentin ſchwieg dazu. Nur meinte er, daß doch ſolch eine Bauerngröße, ſolch eine Roggen-, Kartoffeln- und Fettweidenariſtokratie immer ihrem Weſen nach ein demoraliſirendes und roh machendes Element in ſich trage, weil der Beſitz eines Menſchen nicht anders gedacht werden könne denn als eine Verdrängung anderer Menſchen, ein rückſichtsloſes Nehmen. Und dann qui terre a, guerre a. „Ich lobe mir die Ariſtokratie des Geiſtes", ſagte er — „je mehr geiſtigen Beſitz der Geiſtesariſtokrat gewinnt, deſto mehr gibt er ſeiner Umgebung, ſeiner Zeit, der Welt!"

Ein raſcher, luſtiger Hufſchlag, der ſich im Rücken der Geſellſchaft vernehmen ließ, ſchnitt die weitere Erörterung des Themas ab. Der Bauer kam zurück und hinter ihm ein Knecht, der einen vielleicht zweijährigen Rappen am Halfter brachte und ihn auf dem Raſen am Ufer des Flüßchens auf- und abführte. Alfred Norentin's Cavaleriſtenintereſſe ward durch das ſchöne

Thier lebhaft erweckt; er war in hohem Grade von der Vorzüglichkeit der Zucht überraſcht und gerieth in ein lebhaftes Geſpräch mit dem Bauer darüber, der ihm in trockenen kurzen Antworten auf ſeine Erkundigungen nach den Aeltern des Thieres, ſeiner Pflege und Wartung Beſcheid gab, und ſodann dem Knecht winkte, den Rappen wieder abzuführen. „Bring' den Braunen!" ſagte er dabei.

Der Knecht kam nach einiger Zeit zurück — er führte diesmal ein ſich bäumendes wieherndes, ausſchlagendes junges Pferd, das nur ein halbes Jahr älter als der Rappe ſein mochte und dieſen an Schönheit und Vorzüglichkeit ſeines ganzen Baues noch weit übertraf. Alfred Norentin war entzückt von dem in jeder Gangart ſich vorzüglich zeigenden Thiere, deſſen Temperament zugleich den größten Genuß bei ſeiner Schulung verſprach, wenn man ein ſo ausgezeichneter Reiter wie Alfred war. Er konnte ſich nicht ſatt ſehen an den Bewegungen des faſt immer auf den Hinterfüßen tanzenden, dann wieder bockenden und den Knecht zu heroiſchen Kraftanſtrengungen zwingenden Thieres.

Als es wieder abgeführt wurde, folgte Alfred dem Bauer zu der Stallung.

„Die Pferde", ſagte dieſer dabei, „ſind nur leider zu fein für uns Bauern. Die Hengſte, die ins Land-

geſtüt geſchickt werden, ſind zu edel zur Züchtung von Ackerpferden. Unſer guter alter Landſchlag mit den tiefen Rücken und breiten hohen Kruppen iſt ganz aus der Welt verſchwunden . . ."

„So verkauft die Fohlen", fiel Alfred ein. „Ich will Euch den Braunen abkaufen."

Der Bauer blieb auf der Schwelle ſeiner Tennenthür ſtehen und blickte Alfred Norentin an, ohne zu antworten.

„Was ſoll er gelten?"

„Er gilt mir ſo viel wie Euch."

„Das fragt ſich noch. Euch ſei er zu ſchön, zu fein für den Acker, ſagt Ihr ſelbſt. Zum Reitpferd kann ich ihn brauchen. Wie viel wollt Ihr?"

Des Bauern Miene verfinſterte ſich:

„Es ſind ſchon viel Juden gekommen und haben ſo gefragt, wenn ich im Stalle überflüſſige Kälber oder Rinder hatte. Was aber meine Pferde ſind, die ich mir zu meinem Plaiſir aufziehe, ſo fragt keiner ſo, denn ſie wiſſen, daß ich ihnen keine Antwort gebe."

Alfred Norentin, der in dieſen Worten wol nur ein kluges Zurückhalten mit einer Waare ſah, die nach allen ſeinen Begriffen doch feil ſein mußte, fuhr hitziger fort:

„Ihr dürft ſechshundert Mark fordern — ich zahle ſie Euch.“

„Damit iſt's nichts, Herr. Den Braunen Euch? Nein, ein Schulte zu Sevendonk zieht keine Pferde auf für einen Norentin wie Ihr ſeid!“

„Für einen Norentin? Und was habt Ihr wider dieſen Namen — oder die, die ihn tragen?“

„Das iſt meine Sache. Vielleicht ſag' ich Euch das einmal, wenn Ihr Herr auf dem Hauſe Willharing ſeid und habt Bellersheim dazugewonnen.“

Der Bauer ſprach dies ſich abwendend und wollte davongehen.

Alfred Norentin aber, von dieſen Reden betroffen, hielt ihn am Arme zurück.

„Ich will nichts gewinnen, mein Beſter“, ſagte er, „und am wenigſten etwas, was mir nicht zukommt. Ich bin von den A. Norentins, müßt Ihr wiſſen, und Haus Willharing gehört den andern, iſt das Erbe der jungen Dame drüben . . .“

„So?“ fiel der Bauer mit einem misgünſtigen Hohn ein — „ich denke, ſolch ein junger Herr muß doch einer Frauensperſon vorgehen!“

Damit wandte er Alfred den Rücken und ſchritt die Tenne hinunter, der Seitenthür zu, durch die er wieder hinausging zu der Geſellſchaft ſeiner Gäſte.

„Wunderliche Menſchenraſſe", ſagte Alfred ſich — „ich habe ihm ausgeſprochen, welchen Preis ſeine Fohlen in meinen Augen haben, und zum Dank dafür wird er grob!"

Alfred begab ſich jetzt auch zu der Geſellſchaft zurück, wo der Bauer jetzt ſchon wieder in voller Seelenruhe mit dem Baron über Holzpreiſe ſprach und den großen Aufſchwung, den ſie genommen.

„Ihr habt wol auch zu wehren gehabt", ſagte der Baron, „um Euere Prachteichen hier rund um den Hof gegen die Händler zu vertheidigen?"

„Nein", ſagte der Bauer lächelnd, „ſie wiſſen, daß ſie da nicht drankommen. Von den Eichen auf dem Sevendonkhofe, das wiſſen ſie, fällt keine, es ſei denn, daß ſich eine Tochter vom Hofe verheirathet; dann bekommt ſie neben der Kiſtenfüllung und was ſonſt denn ihre Ausſteuer iſt, einen Baum zu ihrem Hausgeräth, zu Schreinen und Kaſten. Und ſo wird denn eine von dieſen Eichen auch nun bald fallen müſſen."

„Ihr wollt eine Schweſter verheirathen, Sevendonk?" fragte der Baron.

„Das nun juſt nicht", verſetzte der Bauer, „es iſt für die Marie, die vom Heirathen nie etwas hat hören wollen; ſie iſt Lehrerin geworden, drüben in Tromberg; aber wenn das auch noch nie paſſirt iſt, daß eine

Tochter vom Sevendonkhofe eine Lehrerin geworden und alſo niemand ſagen kann, was ſie dann mitbekommt, ſo will ich nicht, daß ſie verkürzt werden ſoll — ſie hat das Ihrige bekommen, als ob ſie ſich verheirathet hätte, und ſoll auch ihren Baum haben."

„Die Lehrerin", fragte Bertha Frank hier, „heißt ja Marie Gelſen und Ihr Sevendonk. Iſt es Euere Halbſchweſter?"

„Nein", verſetzte der Bauer — „wir heißen Sevendonk, aber wir ſchreiben uns Gelſen; Schulte Sevendonk, geborener Schulte Gelſen."

Der Baron wollte dieſe Doppelnamigkeit, die durch Uebertragung des Namens des Hofes auf einen etwa durch Heirath oder Vererbung ihn gewinnenden neuen Beſitzer entſteht, Alfred Norentin erklären. Alfred Norentin aber horchte nur mit halbem Ohre darauf hin, er war eigenthümlich zerſtreut, und als man endlich um Sonnenuntergang aufbrach, ſich verabſchiedete und, von dem Bauer bis an die kleine Brücke geleitet, den Heimweg einſchlug, da ſchritt er eine Weile einſam und allein der Gruppe der übrigen nach.

Auf einer der Heiden jedoch, über welche der Weg führte, verdoppelte er ſeine Schritte und war nach einigen Augenblicken an der Seite Brigittens.

„Verſprechen Sie mir bei der Löſung eines Räth-

ſels beizuſtehen, meine ſchöne Feindin", ſagte er, „ſo will ich es Ihnen ſagen . . ."

„Feindin", fiel Brigitte ein — „weshalb Feindin?"

„Weil — die Dinge ſtärker ſind als die Menſchen. Zwiſchen den A. Norentins und den B. Norentins herrſcht nun einmal von uralten Zeiten her die Vendetta, der Montecchi- und Capuleti-Haß. Ich habe, als ich Sie ſah, nicht geglaubt, daß dieſe Lage der Dinge uns etwas angehe und meine aufrichtige Bewunderung für Sie zu beeinträchtigen brauche. Und jetzt nach kurzem Zuſammenleben fühlen wir beide, daß auch für uns es heißt: hie A. — hie B. Norentin — geſtehen Sie es, oder, wenn Sie zu ſtolz ſind, es zu geſtehen, ſo gehen wir darüber fort und kommen zu dem Räthſel, das mich beſchäftigt."

„Wohl, kommen wir zu dem Räthſel. Worin beſteht es?"

„Ich habe dem Bauer eins ſeiner Pferde abkaufen wollen, und er hat dies Anerbieten mit einem unverkennbaren Ausdruck hoher Ungnade aufgenommen."

„Gewiß, weil Sie in einem Tone mit ihm geredet haben, als müſſe ihm ohne weiteres jedes Ding, was er beſitzt, feil ſein."

„Möglich", fuhr Alfred Norentin ſehr ironiſch fort, „daß ich meine Worte nicht mit der gehörigen Beto-

nung von Ehrfurcht vor dieſer Bauerngröße vorgebracht habe. Ihre Leute hier ſcheinen von einer Nervenreizbarkeit und einem ſo ſenſitiven Weſen, daß unſereins ſchwer bei ihnen die richtige Tonart findet! Genug, der Bauer hat mich kurz abgewieſen und mir alsdann geſagt: ein Schulte zu Sevendonk zieht keine Pferde auf für einen Norentin wie Ihr ſeid! — Was haben dieſe Worte, mit einem Tone entſchiedener Verachtung geſprochen, zu bedeuten? Was für ein Norentin bin ich, daß dieſe Stoppelfelder-Majeſtät mir das ins Angeſicht ſagt?"

Brigitte blickte betroffen zu Alfred Norentin auf. Nach einer kurzen Pauſe antwortete ſie kopfſchüttelnd:

„Wie kann ich das deuten? Vielleicht", fügte ſie, mit dem Beſtreben, ihrer Stimme einen ſcherzhaften Ton zu geben, hinzu — „vielleicht herrſcht, wie zwiſchen den A. und B. Norentins, auch zwiſchen ihnen und den Schulten von Sevendonk ein alter Stammeshaß! Am Ende von jenem Femgericht her, von welchem die Rede war! Wer weiß es!"

„Es ſcheint faſt", entgegnete Alfred Norentin. „Daß er mir zum Schluß noch ſagte, er denke, ich werde Ihnen Ihr Aelternhaus nehmen wollen, war dann vielleicht nur eine Aeußerung, die ihm dieſer Stammeshaß eingab . . ."

„Wahrſcheinlich", fiel Brigitte ein, „er mag glauben, es herrſchten noch die alten Geſetze, wonach alles Stammgut auf einen männlichen Erben fallen mußte, was nun anders geworden iſt."

„Gottlob!" ſagte Alfred Norentin mit dem Ton voller Aufrichtigkeit.

„Das ſagen Sie?"

„Weshalb ſoll ich das nicht ſagen?"

„Weil Sie doch zunächſt darunter leiden!"

„Leiden? Gewiß nicht! Ich ſegne dieſe Lage der Dinge, ſie iſt mir unendlich erfreulicher, als — ich es Ihnen vielleicht klar machen kann! Doch nehmen Sie immer an: wenn ich vorhin ſo ſcharf von dem demoraliſirenden und roh machenden Element ſprach, das im Beſitz liege, ſo war dies ſicherlich nicht eine leiſe Nuance von Communismus in mir, ſondern nur das lebhafte Gefühl, wie roh ich mir ſelbſt erſcheinen würde, wenn ich im Stande wäre, auf ein altes Recht fußend, das vor Jahrhunderten todte Leute gemacht haben, Ihnen Ihr Erbe fortzunehmen . . ."

„Wer auf ſein Recht fußt, iſt nicht roh! Nach unſerer Anſchauung hier iſt das ein krankhaft verfeinertes Gefühl. Sie treiben dies gar ſo weit, daß Sie, wie Sie mir neulich erklärt haben, Willharing, mein liebes, altes Vaterhaus, gar nicht einmal anſehen wollen!"

„Dafür", verſetzte Alfred lächelnd, „habe ich Ihnen meinen Grund ja angegeben! Sie paſſen ſo ſchön in den Rahmen unſers feudalen Schloſſes Bellersheim, Sie ſind da ſo ſehr der Mittelpunkt des geſelligen Lebens, der glänzende und holde «Genius des Orts», daß ich mir die Harmonie des Eindruckes nicht ſtören laſſen mag, den ich von dieſem Ganzen in mich aufgenommen habe, und für mein Leben bleibend bewahren möchte. Nun einen andern Ort, ein anderes Haus ſehen und mir einprägen zu ſollen, daß das Ihr wahres Heim, der eigentliche Hintergrund Ihres Lebens ſei — das verſtört mir die Phantaſie!"

„Ah, Worte, Worte, nichts als Worte!" rief Brigitte aus, und fuhr dann in einem Tone, der ſcherzhaft ſein ſollte, fort: „Im Grunde wollen Sie doch Willharing nicht ſehen, weil Sie fürchten, ſich zu ärgern, daß das alte Recht nicht mehr gilt, wonach Sie als männlicher Agnat es bekämen!"

„Ich ärgere mich nur", entgegnete Alfred verletzt, „weil Sie ſo ſchlecht von mir denken."

„Verletzt es Ihr geiſtesariſtokratiſches Gefühl?"

„Spotten Sie meiner, weil ich mich dazu bekenne? Immerhin! Ich glaube einmal doch, daß die Welt nur durch die Geiſtesariſtokratie weiter kommt, und . . ."

„Mag ſein, aber was kann ein armer Geiſtesari-

ſtokrat der Welt ſein, wenn er nicht einen feſten Boden unter den Füßen hat? Und ſo mögen Sie der erſte unter ihnen allen ſein, es darf Ihnen doch niemand verdenken, daß Sie nach ſolch einem Boden verlangen, den Ihnen neue Geſetze, neue Rechtsanſchauungen der, weder der Geburts- noch der Geiſtesariſtokratie gewogenen Zeit entzogen haben!"

„So nehmen Sie an, daß ich danach verlange! Es ſcheint, es macht Ihnen Vergnügen, mich für habſüchtig, für beſitzburſtig zu halten — Sie haben mir das ja ſchon verſtändlich genug ausgedrückt."

„Ich bereue es jetzt — in welchem Sinne, in welcher Abſicht ich es that, haben Sie nicht verſtanden", fiel eifrig Brigitte ein.

„Sie haben deutlich genug geſprochen!"

„Ich ſage Ihnen, ich bereue es. Auch haben Sie es hinreichend widerlegt — durch Ihr Betragen ſeitdem!"

„Misfällt Ihnen das?" antwortete Alfred bitter lächelnd.

„Sie ſetzen ſich viel zu viel mit allem hier in Widerſpruch!"

„Nur da, wo ich ihn empfinde!"

Brigitte ſchüttelte den Kopf.

„Glauben Sie es nicht?" fragte er.

„Ich traue Ihnen doch zu, daß Sie im Grunde oft beſſer ſind, als Sie ſich geben.“

„Ich danke Ihnen für dieſe gute Meinung, aber ich darf Ihnen nicht verſchweigen, daß ich ſie nicht verdiene. Mit Ihnen z. B. fühle ich mich oft in einem ſehr großen Widerſpruch.“

„Wann und wie?“

„Dann, wenn ich Sie ſo viel von Geſetzen, Rechten, ererbten Vorſtellungen reden höre und wahrnehme, wie die Welt, in der ſie aufwuchſen, dieſe biedere weſtfäliſche Welt, Sie geiſtig gebunden hält. Der Mann hat mit den realen Lebensmächten zu viel zu ſchaffen, als daß er ſich nicht an ſie halten, ſich nicht von ihnen die Regeln ſeines Verhaltens vorſchreiben laſſen ſollte; ſeine Anſichten und ſeine Urtheile müſſen ſich der wirklichen Welt, wie ſie iſt und ihn umgibt, anpaſſen. Wenn er im ſchweren Lebenskampf zum Philiſter wird, man kann es ihm nicht verdenken. Die Philiſter erhalten die Welt, ſie ſind die Retter der Welt, ohne ſie löſte dieſe ſich in ein Chaos der Unordnung und Zuchtloſigkeit auf. Die Frau hat jedoch eine andere Miſſion. Sie muß als ein Schutzengel des ewigen Rechts, das mit uns geboren iſt, fortſchreiten über die Satzungen der Welt, als eine Vertheidigerin der Forderungen des Gemüths eintreten für das, was das echt

Menſchliche in uns iſt. Sie muß den Reſt von Poeſie, der dem Leben geblieben iſt, hegen und pflegen, ſie muß dem Schönen den Vorrang geben vor dem Nützlichen, die Muſik über die Rechenkunſt ſtellen und das Recht des Lebenden über das Recht des Todten. Darin liegt ihre Geiſtesariſtokratie.“

„Thu' ich das alles nicht? Bin ich eine ſo unpoetiſche Frauennatur in Ihren Augen, daß mir zu dem allem der Aufſchwung unmöglich wäre?“

„Wenn ich Sie ſo viel Werth auf Ihr Geburtsrecht legen ſehe und unfähig, an meine völlige Uneigennützigkeit zu glauben, machen Sie mir dieſen Eindruck.“

„Das iſt eine ſehr verbindliche Verſicherung! Was müßte man thun, zu welcher geiſtesariſtokratiſchen Höhe ſich aufſchwingen, um Ihnen eine beſſere Meinung beizubringen? Irgendeinen armen Hirtenknaben lieben und mit ihm eine Hütte am Ufer eines romantiſchen Bächleins bauen?“

„Um dem Hirtenknaben darin nachträglich die vernachläſſigten Elementarfächer beizubringen? Darin läge doch mehr Thorheit als Poeſie. Anders wäre es, wenn Sie im Stande wären, mit einem armen niedriggeborenen, aber Ihnen geiſtig gleichſtehenden Manne, der Ihrer würdig wäre, eine Hütte zu bauen und darin in ehrlicher Arbeit ſein Lebensſchickſal zu theilen!“

Brigitte antwortete nicht gleich. Dann ſagte ſie nachdenklich:

„Nun, wer weiß, vielleicht wäre ich ja dazu auch im Stande — blos um Sie mit Ihrem harten Urtheil über mich gründlich zu beſchämen! Doch werden Sie mir einräumen, daß ich wohlthue, damit zu warten, bis ich den Mann, der ſolcher Aufopferung ganz würdig wäre, gefunden habe.“

„Damit bin ich vollſtändig einverſtanden“, entgegnete Alfred lebhaft.

„Dann“, fuhr Brigitte fort, „brauchten wir uns alſo nur noch darüber zu verſtändigen, weshalb aus der Lage der Dinge hier, wie Sie vorhin ſagten, folgen ſolle, daß wir Feinde ſein müßten?“

„Vielleicht habe ich das nur in dem Gefühl geſagt, daß man ſich aus einer unklaren, verwirrenden Stellung zueinander am beſten rettet, wenn man ſie einfach als Feindſchaft auffaßt!“ erwiderte Alfred.

„Sehr aufrichtig und ſehr gütig“, antwortete ſie gereizt — „ich will Sie dann in dieſer Rettungsmethode auch nicht hindern!“

Brigitte brach das Geſpräch ab, indem ſie raſcher ſchreitend die Voraufgehenden einholte.

Neuntes Kapitel.

Das hiſtoriſche Seminar.

Und dann nach einiger Zeit kam die Geſellſchaft wohlbehalten in Bellersheim wieder an, wo man die drei zurückgelaſſenen Herren in einer anſcheinend ſehr eifrigen Conferenz unter der Linde im Schloßhofe beieinander traf — ſie hatten ſich alte geſchliffene Humpen mit Wein hinaustragen laſſen, und der Baron beſchuldigte ſie, ſich rothe Köpfe angezecht zu haben. Nur Herr von Derſchau, der ſich wol am unſchuldigſten wußte, ließ dieſen Vorwurf über ſich ergehen — am lauteſten proteſtirte die alte Kriegsgurgel, der Oberſt, und verſicherte, ſein echauffirtes Ausſehen komme blos von ſeinem Kampfe mit dem Geheimrath, deſſen verſtockter Schwerfälligkeit im Begreifen er gar nicht die richtigen Anſichten über die von Karl dem Großen geſtörte Culturentwickelung der alten Sachſen beibringen könne. Der Geheimrath lächelte nur mitleidig

dazu, und dann den Baron auf die Seite nehmend, ſagte er:

„Wir wären ſo ungefähr fertig und haben jetzt unſer Actenmaterial bewältigt; wir haben uns den Faden der ganzen Sache klar gemacht und jeder dann ſein Theil ausgearbeitet. Da es nun aber in unſerer friedfertigen «Herberge der Gerechtigkeit» bei jeder neu auftauchenden Frage ohne einen kleinen Streit nicht abgeht, ſo ſind wir auch bei dieſer Gelegenheit in Streit gerathen. Nämlich darüber, wer zuerſt mit ſeinem Theil der Geſchichte zum Vortrag kommen ſoll. Sie werden darüber entſcheiden müſſen, Baron.“

„Da könnte ich ja nur ins Blinde hineintappen — beſſer mag das Los entſcheiden“, verſetzte der Baron. „Halten wir morgen am Nachmittage die erſte Seſſion. Auf meinem Zimmer.“

Der Geheimrath war damit einverſtanden, und am folgenden Tage, nachdem wie gewöhnlich der Kaffee unter der Linde eingenommen war, begaben ſich die Mitglieder des „hohen Hofes“ einzeln und im ſtillen in des Barons großes Arbeitszimmer, den als Sitzungsſaal erwählten Raum, während die übrigen Mitglieder der Geſellſchaft ſich arglos zerſtreuten. Fräulein Brigitte war ſchon früher verſchwunden. Sie hatte ſich gleich nach dem Mittageſſen ihr Eſelein ſatteln laſſen,

um zu einer ihrer Stunden nach Tromberg zu reiten, wie man natürlich annahm. In der That aber war Fräulein Brigitte eines andern Weges gezogen, nicht nordwärts, sondern, als sie einen Büchsenschuß weit von Haus Bellersheim gewesen und von diesem aus nicht mehr gesehen werden konnte, hatte sie den Kopf ihres Eseleins anders gerichtet und war südöstlich durch die Gehölze und über die offene Heide geritten, auf welcher noch unberührt in dem Sandgleise der Wege die Fußstapfen der Gesellschaft von gestern standen. Lagen ihr die Räthsel der „Stoppelfelder-Majestät" mehr am Herzen, wie sie es Alfred Norentin selber gethan, und kehrte sie zu dem Gebieter auf dem Sevendonkhofe zurück, um diese Sphinx im Zwillichkittel zu ergründen?

Im Arbeits- und Wohnzimmer des Barons aber war für einige Erfrischungen, welche der Oberst sich als kleine Sporteln bei seiner richterlichen Thätigkeit erbeten, gesorgt worden; sie präsentirten sich in Gestalt gefüllter Caraffen nebst schönen venetianischen Flügelgläsern aus dem Hausschatz des Barons, die auf der grünen Decke eines großen ovalen Tisches aufgestellt waren; umher standen vier Lehnsessel, von denen einer als Präsidentenstuhl durch einen der großen Meerschaumköpfe des Barons, der vor ihm lag, bezeichnet wurde.

Und als die vier würdigen Herren nun Platz genommen, als die Nachmittagssonne durch die breiten Fenster mit vielen Wappenscheiben darin auf den ausdrucksvollen Kopf des Barons mit seinem dichten weißen Haarwuchs, auf den rothen Fes des Geheimraths mit den intelligenten beweglichen Zügen darunter, auf die dunkelblonde Perrüke des Obersten und sein Degenknaufgesicht, sowie auf die aristokratische Gestalt des jungen Monsignore mit den feingemeißelten Zügen und dem reichen braunen Lockenhaar niederblickte, mußte sie ein gewisses Behagen an dieser malerischen Gruppe empfinden; denn sie schien mit einer für unsern Breitengrad ungewöhnlichen Beharrlichkeit auf sie nieder und durchglänzte den ganzen Raum mit den alten Ahnenbildern an den Wänden, den eingelegten und geschnitzten Möbeln, den Raritäten und den hundert werthvollen Dingen, die ihn erfüllten.

„Also", begann der Baron, als er sich niedergelassen und sein Meerschaum entzündet war, und auch die andern Herren ihre Pfeifen in Thätigkeit gesetzt hatten — nur Derschau war ohne solchen Apparat erschienen — „also", begann er, „es hat sich eine Meinungsverschiedenheit darüber erhoben, wer von den Herren beginnen soll, sein Stück der Geschichte vorzutragen?"

„In der That", fiel der Geheimrath ein — „ob-

wol darüber gar kein Zweifel entſtehen ſollte. Die Geſchichte, die gar ſeltſam verſchlungener Art iſt und aus einer Folge merkwürdiger Ereigniſſe beſteht, muß doch genetiſch entwickelt werden; man muß ab ovo beginnen und ſich ſtreng an die Zeitfolge halten, ſonſt verſteht man ſie gar nicht."

„Aber ich bitte Sie", ſagte der Oberſt, „das darf man ja auch gar nicht, die Geſchichte ſofort verſtehen. Dann hört ja alle Spannung von vornherein auf, und wenn Sie damit beginnen, erſt das Ei, aus welchem ſich der Embryo der Thatſachen entwickeln ſoll, vor unſern Augen gemüthlich auszubrüten, ſo ſchläft uns unſer alter Freund hier unausbleiblich darüber ein."

„Welche Paradoxien", entgegnete hitzig der Geheimrath; „jede gute Erzählung —"

„Jede gute Erzählung beginnt mit dem Ende", fiel ihm der Oberſt lächelnd ins Wort. „Erſt das Ende und dann die Erklärung, wie das ſo gekommen, alſo der Anfang. Ich bitte Sie, Geheimrath, leſen Sie denn nie einen modernen Roman? Iſt Ihnen die ganze Kunſt, wie man ſie anfertigt, unbekannt? Je länger die erſten Bände hindurch der Leſer die Vorgänge nicht verſteht, deſto größer die Spannung, deſto ſchöner das Buch!"

„Dann laßt, um den Frieden aufrecht zu erhalten,

meinen erſten Vorſchlag gelten", ſagte der Baron — „das Los ſoll entſcheiden."

„Auch gut", meinte der Oberſt — „ſo macht der Zufall die Compoſition unſerer Geſchichte — und als der richtige alte Romantiker wird er das Ding ja verſtehen. Loſen wir."

Man loſte. Der Geheimrath ward Sieger.

Er nahm nun triumphirend ein ſtarkes Heft, welches er zuſammengeſchrieben, auf und begann zu leſen:

„Die Hofesbeſitzer in unſerm Lande haben unter ſich lange die Sage bewahrt, ſie ſeien die eigentlichen rechtmäßigen Herren des Landes. Dieſe Herrſchaft ſei ihnen entriſſen, der Bauer in Leibeigenſchaft gebracht worden durch den von Karl dem Großen als deſſen räuberiſche Kriegsmannen ins Land gebrachten Adel. Einſt aber werde dieſer Adel wieder vertrieben werden und der Bauer wieder zur freien Herrſchaft über das Seine kommen.

„Es mag in dieſer Sage ſich ein wahrer Kern bergen. Aus Karl's des Großen mitgebrachten Zwingvögten, ſeinen Grafen, ſeinen Verwaltern der Fronhöfe, die er als Domänen annectirte, mögen die Ahnherren manches unſerer Adelsgeſchlechter geworden ſein . . ."

„Falſch, falſch, falſch!" rief hier der Oberſt da-

zwiſchen — „kein einziges unſerer Adelsgeſchlechter iſt ſolch fränkiſchen Urſprungs, iſt Nachkommenſchaft ſolcher fremden ins Land gedrungenen Uſurpatoren. Davon verſtehen Sie gar nichts, Geheimrath. Wir haben eine doppelte Art von Geſchlechtern im Lande: Vaſallenadel, in geringer Anzahl, und Miniſterialen- oder Dienſtmannsadel. Der Vaſallenadel mag einen ſehr anſtändigen Urſprung haben; er mag die Nachkommen der altſächſiſchen Frilinge ſein, die auf den großen Oberhöfen ſaßen, und weil ſie im Laufe der freiheitfeindlichen Jahrhunderte ſich nicht frei erhalten konnten, ſich irgendeinem Landherrn als Vaſallen ergaben . . ."

„Und hat der übrige Adel keinen anſtändigen Urſprung?" unterbrach den Oberſten hier Clemens von Derſchau mit ironiſchem Tone.

„Theilweiſe durchaus nicht", verſetzte der Oberſt. „Der Dienſtmannsadel hat einen verzweifelt buntgemiſchten Urſprung aus verarmten Sproſſen alter Adalinge, armen nachgeborenen Söhnen von Frilingen, ſelbſt derbfäuſtigen hörigen «Liten» und beſitzloſen Leuten aller Art. Aus dieſem Material nahmen die Landherren ihre Beamten, ihre Vögte, ihre Marſchalke und Truchſeſſe, die Vertheidiger ihrer feſten Häuſer, die Burgmänner, die berittenen und gewappneten Kriegsknechte. Denen, welche den Landherrn zunächſt umgaben, gab

dieſer die Koſt, das Obdach, Futter für die Pferde und die Kleidung — Mantel, Wams zu Michaeli und ein paar neue Stiefel zu Lichtmeß. Den andern, welche nicht den Hofdienſt leiſteten, gab er ſtatt des Soldes Land; einen Hof mit Köttern, mit einer Mühle und Fiſcherei, oder mit einer Strecke Wald und Jagdbann. Solch ein Sold war ein immobiles Ding, das ſich dann auf die Söhne, die wieder des Herrn Dienſtleute wurden, vererbte; es wurde zum Lehn; und obwol die freien Leute, die Nachkommen der Frilinge, oft mit Verachtung auf dies emporkommende Dienſtvolk blickten, ſpielte es ſich doch bald, weil es im Herrendienſt war, weil es in Wehr und Waffen auf hohem Roß ſaß, zu etwas Vornehmerm auf. Und als der Heerbann verfiel, wurden ſie die Herren im Lande, der «Adel». Der Bauer aber tröſtete ſich mit der alten Sage, ſie würden eines Tages alle insgeſammt wieder hinausgejagt werden."

„Das mag alles ungefähr richtig ſein", verſetzte Clemens von Derſchau hier; „ich finde das aber auch ſehr natürlich, daß ſie bald ein Ehrenſtand wurden, da ſie den Wehrſtand bildeten."

„Meinethalb", fiel der Oberſt ein, „wären ſie nur freie Leute geweſen. Nur die Freiheit adelt. So war es bei den alten Sachſen auch. Aus unſerer krauſen

Weltordnung im Mittelalter aber entwickelte ſich die monſtröſe Thatſache, daß der Adel aus den Unfreien erwuchs. All jenes arme Miniſterialenvolk, das wir ſtolz unſere ritterlichen Ahnen nennen, waren unfreie Leute; ſie lebten nach Dienſtmannsrecht, waren Hörige ihrer Herren, der Grafen, Biſchöfe, Aebte, und dieſe vertauſchten und verkauften ſie gerade ſo wie ihr Litenvolk . . ."

Hier fiel mit einer höchſt lebhaften Gegenrede Herr von Derſchau dem Oberſten ins Wort; er wollte ſeinen Ahnen wenigſtens die Freiheit retten. Das veranlaßte nun wieder den Geheimrath zu einer eifrigen Auseinanderſetzung von dem Werth der Freiheit, und wie verſchieden die verſchiedenen Jahrhunderte darüber gedacht, und wie er ſeinerſeits dem Worte Goethe's darüber beipflichte: „Der Menſch iſt nicht geboren, frei zu ſein." „Seit der Franzöſiſchen Revolution . . ."

Der Baron hatte unterdeß das Manuſcript des Geheimraths leiſe an ſich gezogen und begonnen darin zu leſen.

„Ich bitte euch", rief er jetzt, als der Streit gar kein Ende hatte, „verlegt euer hiſtoriſches Seminar unter die Linde draußen und laßt mich mit der Sache hier allein. Ich will euere Manuſcripte leſen, ſtatt ſie mir von euch Streithähnen in einer Weiſe vortragen

zu laſſen, die uns ans Ende bringt «wenn die Todten auferſtehen». Nehmt euere gefüllten Humpen und zieht damit ab, oder ich laſſe euch alle juſtificiren nach der Strenge des Byſankrechts von Haus Bellersheim!"

Das brachte nun freilich Ruhe und Schweigen hervor. Und dann ein herzliches Gelächter. Im Bewußtſein, die Strafe verdient zu haben, fügte man ſich auch nach einigen Widerreden darein. Den Herren war eigentlich in dieſem Augenblick an der Fortſetzung ihres Streites mehr wie an der übrigen Welt gelegen; und ſo zogen ſie gutmüthig mit ihren erhitzten Köpfen, jeder ſeinen Humpen in der Hand, ab, und draußen tobte dann noch der Kampf weiter bis zum Sinken der Sonne.

Der Baron aber, als er allein war, legte ſich bequem in ſeinen Seſſel zurück, — der Meerſchaum war ſchon gehörig in Brand geſetzt, als man ſich noch inmitten der Adalinge, Frilinge und Miniſterialen befand — und begann das Manuſcript des Geheimraths zu leſen. Die Erwartung, welche er von der ſtiliſtiſchen Leiſtung ſeines alten Freundes hegte, war nicht ſehr groß; der Geheimrath gehörte zu den Menſchen, deren Gedankenfluß durch den Verkehr, in der Unterhaltung mit andern in Bewegung geräth, aber ſtockt, wenn ſie für ſich allein Tinte zu Hülfe nehmen, um die Windungen ihres Gedankenfluſſes auf dem weißen

Papier zu fixiren. Der Oberſt war ihm darin entſchieden überlegen; dieſer vielſeitige, in allen Sätteln gerechte Oberſt, der behauptete, er ſei eigentlich dazu geboren, als Profeſſor der Geſchichte ein Katheder einzunehmen, und das würde er auch gethan haben, wenn er nur gewußt hätte, wer dann ſeine Pferde zureiten ſolle. So war denn der Baron ganz gefaßt, das ausführliche, aber ſehr trockene Referat eines durch die Juriſtenſchule gegangenen Beamten zu finden. In der That, er fand ſich in dieſer Vorausſetzung weder durch die Klarheit der Diction, noch durch Lebendigkeit des Vortrags in dem Elaborat ſeines Freundes getäuſcht; aber das, was das Manuſcript des Geheimraths, über deſſen Seiten ſeine Augen glitten, enthielt, war von deſto feſſelnderer Natur für ihn. Er ſtieß überall auf die Namen, von denen er als Kind vernommen; er ſah dabei Geſtalten vor ſich auferſtehen, die alle wie in Fleiſch und Blut in ſeiner jungen Phantaſie gelebt hatten, aber vor tauſend ſpätern Geſtalten, Erlebniſſen, Erfahrungen und Intereſſen ſich längſt in dunſtige Nebelfiguren aus dem Schattenreiche verklungener Zeiten und verſchollener Tage aufgelöſt hatten. Er ſah im Geiſte Orte und Räume wieder, in denen er als junger Menſch verkehrt, die er dann ſeit Jahren nicht wiedergeſehen, die verfallen und verkommen ſein mochten ſeit-

dem, aber die jetzt plötzlich in der ganzen einſtigen Unangetaſtetheit wieder vor ihm aufſtiegen. Die Geſpräche, die man damals an dieſen Plätzen geführt, die Art, wie man ſich benommen und betragen, der ganze Zuſchnitt der Dinge, unter deren Einfluß er ſeine erſten Jugendeindrücke in ſich aufgenommen und ſeine Weiſe zu fühlen ausgebildet hatte — alles das trat ihm wieder aus dieſen Blättern entgegen. Und darum verſtand er die Leute, von denen er hier las, ſah ſie vor ſich, erblickte ſie in ihrer altfränkiſchen Tracht, glaubte ihre Stimmen, wie ſie zueinander ſprachen, zu vernehmen. So ſchwebte über den engbeſchriebenen Papierbogen, die er in ſeiner Hand hielt, an ſeinem innern Auge eine Reihe von Menſchen und von Ereigniſſen und Scenen vorüber, welche wir in dem Nachſtehenden ſo gut wie es uns möglich iſt mit feſten Umriſſen zu umgeben und zu fixiren verſuchen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 419

JAN 2 0 1927